

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**Februar 2/2000**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Paul Weismantel 2. Februar 2000 – Tag des geweihten Lebens	33
Joachim Wanke „Baustelle Pastoral“	36
Hermann-Josef Lauter OFM Die Kirche des neuen Jahrhunderts	44
Hermann Wieh Holland – immer noch in Not?	47
Joachim Kittel „Dienst am Wort“	50
Helmut Liekenbrock Dienst an bedürftigen Menschen	59
Literaturdienst: Karl-Heinz Menke: Fleisch geworden aus Maria W. Schreer u. G. Steins (Hg.): Auf neue Art Kirche sein Herbert Arens (Hg.): Du allein der Herr	61

---

#### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Domvikar Paul Weismantel, Kardinal-Döpfner-Platz 5,  
97070 Würzburg | Bischof Joachim Wanke, Hermanns-  
platz 9, 99084 Erfurt | P. Hermann-Josef Lauter OFM,  
Franziskanerplatz 1, 53879 Euskirchen | Regens Dr.  
Hermann Wieh, c/o Catholic Church St. James the Greater,  
6401 Wade Avenue, St. Louis, MO 63139, USA |  
Dipl.-Theol. Joachim Kittel, Winzerstr. 5, 79206 Breisach-  
Oberrisingen | Dr. Helmut Liekenbrock, Zur Gabjei 52,  
50321 Brühl

Unter Mitwirkung von Domkapitular Wolfgang Freter,  
Domhof 8, 31134 Hildesheim | Prälat Dr. Herbert  
Hamman, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof.  
Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück |  
Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a,  
20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-  
straße 32, 50668 Köln | Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-  
Straße 48-50, 14057 Berlin | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Vertretung:  
Dr. Annette Soete, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon  
(02 21) 16 42-31 48, Fax (02 21) 16 42-37 12

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM  
incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
5,50 DM

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Paul Weismantel

## 2. Februar 2000 – Tag des geweihten Lebens

Seit 1997 feiert die Kirche das Fest „Darstellung des Herrn im Tempel“ als „Tag des geweihten Lebens“. Dieser Tag, der im Volksmund „Maria Lichtmeß“ heißt, soll einladen, vor allem Dank zu sagen für das Geschenk des geweihten Lebens (Orden, Apostolische Gemeinschaften und Säkularinstitute). Es soll aber nicht nur ein Tag für die Ordensleute selbst sein, sondern in Ortskirchen und Pfarrgemeinden könnte die Bedeutung, das Anliegen und die Wertschätzung für Frauen und Männer, die ihr Leben Gott geweiht haben und aus dieser Weihe leben, Einladung zum Danken, zur Kontaktpflege und zur Gastfreundschaft sein. Neben so manchen negativen Kirchenerfahrungen höre ich immer wieder Leute erzählen von einer Kindergarten- oder Krankenschwester, der sie viel verdanken, und an die sie sich gerne und lebendig erinnern. Von einer jungen Frau, die in einem Kinderheim aufgewachsen ist, das von Franziskanerinnen geleitet wurde, weiß ich, dass sie ihre Gruppenschwester, die in der Zwischenzeit verstorben ist, wie eine Heilige verehrt. Sie spricht gerne davon, dass diese Schwester für sie und die anderen Mädchen in ihrer Gruppe viel Verständnis hatte. Zu ihr konnten sie kommen, wenn sie etwas angestellt hatten, wenn sie mit sich selbst nicht zurecht kamen, wenn es Liebeskummer gab oder auch später noch als sie längst erwachsen waren und so manche Schwierigkeit das Leben belastete. Welch ein Segen für diese junge Frau und ihre damals jungen und heute ältern Mit-Leidensgefährtingen, dass sie dieser Schwester begegnet sind,

die ihr Leben Gott geweiht hatte, auf die eigene Familie und Kinder verzichtet hatte, um vielen Kindern wie eine gute Mutter zu werden. Wer konnte nicht von sich selbst oder von anderen Augen- und Ohrenzeugen solche und ähnliche Geschichten erzählen? Geweihtes Leben, das fruchtbar geworden ist. Ein Leben in der Nachfolge, das gelungen ist. Ein Abenteuer des gelebten Evangeliums, das keine Schlagzeilen geschrieben hat, aber durch das die Lebensgeschichte anderer – vor allem auch Benachteiligter – zur Heilsgeschichte geworden ist.

Geweihtes Leben, das sich nicht erschöpft in zwanghaft religiös verkrampfter Pflichterfüllung von einem gehäuften Gebets- und Arbeitspensum, sondern das original und originell, alternativ und radikal war und bleibt. Geweihtes Leben, das manchmal auch kämpferisch und leidenschaftlich in einer Schule oder am Krankenbett, im Chorgebet und in den eigenen Reihen der jeweiligen Gemeinschaft ihre Frau und seinen Mann gestanden hat. Solch gestandene Gestalten gehören für mich zu den großen Lichtblicken unserer alten und jungen Kirchengeschichte, in der es auch genug dunkle und zwielfichtige Gestalten gegeben hat.

Von der anfangs erwähnten jungen Frau weiß ich, dass sie den Geburts- und Todestag „ihrer Schwester“ jedes Jahr begeht, dass sie ein mal im Jahr das Grab besucht, obwohl sie dafür einen weiten Weg auf sich nehmen muss.

Neben dem noch relativ jungen „Tag des geweihten Lebens“, verbindet sich mit dem Datum des 2. Februar noch ein ande-

rer wichtiger Gedenktag einer großen Persönlichkeit, die ihr Leben Gott geweiht hatte und an diesem Tag 1945 in Berlin-Plötzensee am Galgen hingerichtet wurde: P. Alfred Delp SJ. Gerade seine Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit im Gefängnis zwischen dem 28. Juli 1944, seiner Verurteilung zum Tode am 11. Januar 1945 und seiner Hinrichtung sind für mich bewegte und bewegende Worte. Aus ihnen spricht ein unbändiges Gottvertrauen ebenso deutlich wie die bange Frage, die schleichende Angst. Er bringt seine ungeheure Hoffnung in allem und trotz allem ebenso zur Sprache wie seinen Kleinmut und seine abgrundtiefe Verzagtheit. Er ist für mich ein zutiefst glaubwürdiger Zeuge und Schüler seines Ordensvaters Ignatius, der Gott in ALLEM sucht und findet. Da wird nicht beschönigt und nichts beschwichtigt, da wird nicht verharmlost und spiritualisiert, sondern die ureigene Lebens- und Glaubenserfahrung ernst und beim Wort genommen. Da wird Gott nicht einfach nur auf die schöne Seite des Lebens gestellt und die andere dem Teufel überlassen. Da wird gerungen, gestritten und gekämpft mit dem unbegreiflichen Gott, bis aufs Blut, wie damals bei Jesus am Ölberg. Da wird aber auch in all dem Schweren und Schrecklichen, in den übelsten Gemeinheiten und Gehässigkeiten des Lebens auch nach Versöhnung und Sinn, nach Antwort und Heilung gefragt. Da wird vor allem aber auch ausgehalten und standgehalten, wo eigentlich alles nur noch zum Davonlaufen ist. In all dem findet Alfred Delp Worte, die nicht treffender sagen könnten, was es heißt, mit gefesselten Händen dem so schweigsamen Gott ausgeliefert oder preisgegeben zu sein.

Lesen und hören wir Delp im O-Ton:

„Wenn der Glaube schwankt, die Hoffnung zerbricht, die Liebe erkaltet, die Anbetung erstarbt, der Zweifel nagt, der Kleinmut sich über alle Leben breitet wie das Leichentuch der Winterlandschaft, der Hass und die Anmaßung den inneren Atem würgen: dann ist das Leben auf den

Tod verwundet. Dann ist es Zeit, umzukehren und den Geist von innen her neu bauen und schaffen zu lassen... Wehe dem Menschen, der dann allein bleibt und nichts weiß von der inneren Nähe des Geistes. Der Mensch allein verzagt und versagt. Ich spüre es doch Tag für Tag, Stunde um Stunde: allein mit der Sache und Sachlage wäre ich schon längst innerlich erwürgt und erschlagen... Und doch hilft mir der Geist Gottes immer wieder über Stunden hinweg: ich weiß und spüre es. Allein hätte ich es schon lange nicht mehr geschafft... Gott heilt. Die heilende Kraft Gottes lebt in mir und mit mir.“ (Alfred Delp: Worte der Hoffnung, Herder-Verlag, 68)

Wenn auch unsere äußere Situation mit der von damals überhaupt nicht vergleichbar ist, so spricht Delp doch auch Punkte, schmerzliche Erfahrungen und Gebetserfahrungen an, die uns gar nicht so fremd sind. Gerade an seinem Todestag, dem Tag des geweihten Lebens, können seine letzten Worte für uns zu einem inneren Vermächtnis, zu einem geistlichen Testament werden, aus dem wir schöpfen und neu leben können. „Gottes Lasten können sehr schwer sein und seine Tage sehr dunkel und heiß. Der Mensch mag sich mühen und anstrengen: er findet seine Grenze, und er braucht außergewöhnliche Hilfe und Pflege von oben. Und noch ein letztes Mal gerät der Mensch in die Wüste: wenn Gott ihn in die Einöde der Prüfung und Auslastung schickt. Er soll ruhig gehen, aber inständig und treuherzig nach Gottes Hand greifen. Die Wüsten müssen bestanden werden, die Wüsten der Einsamkeit, der Weglosigkeit, der Schwermut, der Sinnlosigkeit, der Preisgegebenheit. Gott, der die Wüste schuf, erschließt auch die Quellen, die sie in fruchtbares Land verwandelt. Das flehende Herz und der vertrauende Sinn rufen seine Treue. Es steht schlimm um ein Leben, wenn es die Wüste nicht besteht oder sie meidet. Die Stunden der Einsamkeit müssen mit denen der Gemeinsamkeiten in einem bestimmten Verhältnis stehen, sonst verkümmern

die Horizonte und werden die Gehalte zerredet und vertan. Das ist eine der bewussten Befreiungstaten, die der Mensch an sich selbst tun muss, dass er sich immer wieder in der Einsamkeit dem großen Frager und dem echten Anblick der Dinge stellt... Die Wüste gehört dazu... Allein und schutzlos den Winden und Wettern, dem Tag und der Nacht und den bangen Zwischenstunden preisgegeben. Und dem schweigenden Gott. Ja, auch dies ist eine, nein, es ist die Preisgegebenheit. Und hier wächst die zur Erlangung der Freiheit wichtigste Tüchtigkeit des Herzens und des Geistes: die Unermülichkeit. (Alfred Delp: Worte der Hoffnung, 71-72)

2. Februar 2000, Tag des geweihten Lebens, ein guter Grund und eine wichtige Einladung für die namhaften und vielen unbekannteren Frauen und Männern zu danken, die glaubwürdig bezeugen, was das bedeutet; aber auch ein erneuter Anlass danach zu fragen, wie es mit meinem geweihten Leben steht.

## Zu diesem Heft

**Bischof Joachim Wanke**, Bischof von Erfurt, legt in seinem Beitrag einen pastoralen Rückblick auf die vergangenen zehn Jahre nach der politischen Wende in Ostdeutschland vor. Interessant ist daran vor allem der Blickwinkel von Christen aus der ehemaligen DDR.

Zu Beginn des Jahres 2000 skizziert **P. Hermann-Josef Lauter OFM** aus seiner Sicht einige erwünschte und erhoffte Perspektiven zur Entwicklung unserer römisch-katholischen Kirche im neuen Jahrtausend.

Interessante Beobachtungen von einer Weiterbildungsreise nach Holland fasst **Regens Dr. Hermann Wieh** in seinem Beitrag zusammen. Er berichtet vom derzeitigen Stand der pastoralen Überlegungen in einigen Niederländischen Bistümern.

Dipl.-Theologe **Joachim Kittel**, ehemals wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Dogmatik und Ökumene in Freiburg, jetzt Referendar am Gymnasium für das Fach Katholische Religionslehre, setzt sich mit dem theologischen Ort des kirchenmusikalischen Dienstes im Konzert der Gesamtseelsorge auseinander.

Konkrete Erfahrungen im Treffpunkt für bedürftige Menschen in seiner Pfarrei berichtet Hauptschullehrer i.R. **Dr. Helmut Liekenbrock**. Daraus ergibt sich die Frage, ob eine solche höchst praktisch-pastorale Arbeit im Gemeindeleben unserer Pfarreien immer den Stellenwert findet, der ihr eigentlich zukommen sollte.

# Baustelle Pastoral

## Versuch einer Bestandsaufnahme 10 Jahre nach der Wende<sup>1</sup>

Der Blick auf eine große Baustelle (etwa das Autobahnkreuz Erfurt-West vor 2 Jahren) kann verwirrend sein. Im scheinbar chaotischen Durcheinander der angefangenen Arbeiten ist noch nicht erkennbar, was da eigentlich später einmal werden soll, welche Gestalt das künftige Bauwerk haben wird. Nur im Plan der Architekten – gleichsam in den Köpfen der Beteiligten – ist dieser innere Plan vorhanden. Und nur wenn dieser kontinuierlich und beharrlich umgesetzt wird, ordnet sich das Durcheinander und das Bauwerk nimmt allmählich seine geplante Gestalt an.

Die Pastoral der Kirche gleicht immer auch ein wenig einer „Baustelle“; nicht nur in unserer Gegenwart. Mag in der Vergangenheit eine bestimmte Gestalt von Seelsorge<sup>2</sup> (etwa die Pfarrseelsorge im volkskirchlichen Umfeld) durchaus für einige Generationen eine klare Kontur gehabt haben – in der Geschichte des Christentums gab und gibt es durchaus charakteristische Unterschiede im Verständnis dieser Aufgabe, Menschen mit dem Evangelium Christi in Berührung zu bringen, sie in einem christlichen Lebensstil (in der „Nachfolge Christi“) zu festigen und mit ihnen zusammen Kirche Jesu Christi zu sein. Und eben darum geht es jeder Art von Seelsorge – mag sie z. B. mehr von der Liturgie her geprägt sein (wie im orthodoxen Umfeld), mehr vom Glaubensbekenntnis her (wie in der lateinischen Kirche des Westens); mag sie sich territorial („flächendeckend“) als Pfarrseelsorge verstehen oder personal wie die Seelsorge mancher Ordensgemeinschaften und geistlichen Bewegungen; mag sie amtliche Seelsorge sein (im Auftrag des Bischofs, autorisiert

durch Weihe und Beauftragung) oder charismatisch-persönliche Seelsorge von Einzelnen, wie sie z. B. Eltern ihren Kindern angeeignet lassen oder wie Laien sich durch Mitarbeit in den Gremien und durch ehrenamtlichen Einsatz (etwa bei der Sakramentenpastoral) für den Gemeindeaufbau einbringen.

Es gab Seelsorge schon längst vor der Existenz von Seelsorgsämtern und hauptamtlich pastoral Angestellten! Man muss sich das immer wieder einmal sagen, um manche Erfahrungen, die wir gegenwärtig machen, etwas zu relativieren!

Die Aufgaben bleiben – die Art und Weise, wie sie bewältigt werden können, ändert sich! Nicht jede Veränderung ist sofort Abbau in der Substanz, sondern vielleicht nur ein „Umbau der Gerüste“, eine „Umsetzung des Bauplans“, um besser von einem anderen Standort aus an der Erstellung des Gesamtbaus mitwirken zu können.

Dies als Vorbemerkung für den nachfolgenden Versuch, eine Art „Bestandsaufnahme“ unserer Pastoral 10 Jahre nach den Wende-Ereignissen vorzulegen.

## I. Rückblick

Viele werden mir in meinem Urteil zustimmen: In den letzten zehn Jahren hat sich das Tempo unseres Lebens, auch in unserem Dienst als Priester, als Frauen und Männer in der Seelsorge „beschleunigt“: Die Anforderungen sind zum Teil quantitativ gewachsen, sie sind vor allem auch qualitativ gestiegen. Dabei denke ich an die neue „Unübersichtlichkeit“, die das gewandelte gesellschaftliche Umfeld uns gebracht hat: vermehrte und neuartige Verwaltungsarbeit, differenzierte Verhältnisse in den „Biographien“ und Lebensverhältnissen der Gläubigen, die Notwendigkeit, sich in den Medien, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit zu präsentieren, zum Teil Kirche dort zu repräsentieren.

Vieles ist in diesen 10 Jahren geschehen, was sich in seinen Auswirkungen erst nach und nach in der Pastoral zeigt. Das geringste

unter diesen Ereignissen ist dabei die Bistumsgründung am 8. Juli 1994 – vermutlich deshalb, weil die Eigenständigkeit unseres ortskirchlichen Lebens schon vorgegeben war und nur kirchenrechtlich eine neue Gestalt erhielt. In der „Außenwirkung“ hatte diese Bistumsgründung freilich eine bedeutende Signalwirkung: Für die Öffentlichkeit des Freistaates Thüringen war sie ein Zeichen dafür, dass die katholische Kirche hier in dieser Region Heimatrecht beansprucht, sich „verwurzelt“ weiß als Ortskirche in diesem jungen Bundesland; für das ganze katholische Deutschland war es ein Zeichen, dass wir – trotz unserer mehrheitlichen Diasporasituation – echte Partner für die anderen Bistümer sind, mit einer eigenen profilierten Stimme, mit eigenen, gleichsam originären kirchlichen und seelsorglichen Erfahrungen, die uns weiter prägen werden.<sup>3</sup>

Im Zusammenhang meines Themas „Pastorale Bestandsaufnahme“ fasse ich die Erfahrungen der letzten 10 Jahre in drei Stichworte:

### *1. Weitung*

Unser ortskirchliches Leben hat in der Nachwendezeit einen größeren Horizont erhalten. Gott sei Dank! Der Wegfall der Grenze hat uns die Gemeinschaft der ganzen katholischen Kirche in Deutschland und auch der Weltkirche neu und lebendig erfahren lassen. Es ehrt unsere Gemeinden, wie sie mit großer Offenheit und zum Teil Opferbereitschaft Brücken zwischen Ost und West geschlagen haben, zum Teil auch in andere Länder, etwa Rumänien, Rußland, Tansania, Indien.

Wir sind als katholische Bistumskirche strukturell und personell in die nichtkirchliche Öffentlichkeit hineingegangen. Die vielen Katholiken in öffentlichen Aufgaben und Berufen, von der Politik bis hin zu den Medien sind nicht vom Himmel gefallen. Sie waren offensichtlich auch durch unsere Arbeit in den Pfarrgemeinden und Bildungshäusern dazu ermutigt worden.

Wir haben trotz unserer personell und finanziell begrenzten Möglichkeiten neue Aufgabenfelder in der Seelsorge angenommen und versuchen, uns darin zu bewähren, wobei Probleme nicht ausbleiben. Ich denke dabei z.B. an die Jugendsozialarbeit; die Ausweitung der Beratung; mancherlei kategoriale Seelsorge (unter Soldaten, bei der Polizei, im Gefängnis, in Kliniken), offene Bildungsarbeit, die auch Nichtkatholiken erreichen soll, Arbeit mit katholischen Verbänden, Gründung katholischer Schulen, Medienarbeit, schulischen Religionsunterricht, aber auch z.B. an solche Versuche wie den „Tag der Lebensorientierung“ für nichtkatholische Jugendliche; Lebensweihe für ungetaufte Schüler im Erfurter Dom.

### *2. Differenzierungen*

Wir sind in diesen 10 Jahren aus dem relativ homogenen Katholizismus der DDR-Jahre eingetaucht in den „bunten“ Katholizismus der alten Bundesrepublik mit all seinen Ausdifferenzierungen am linken und am rechten Rand. Wir haben auf einmal „bunte Vögel“ aus dem Bereich der „Kirche von unten“ in unserer Mitte, aber Weimar erlebte auch einen Traditionalistengottesdienst mit Kardinal Ratzinger. Wir müssen uns auf einmal von Professor Greinacher und Frau Ranke-Heinemann erklären lassen, was Kirche ist – und erleben andererseits, wie sektiererische Grüppchen uns mit Traktaten überziehen, in denen ein vorkonziliares Kirchenbild propagiert wird.

Aber auch innerhalb unseres ortskirchlichen Lebens geht es differenzierter zu: Zu den herkömmlichen Formen seelsorglicher Arbeit (Gottesdienste, Religionsunterricht in der Pfarrei, Familienkreise, Hausbesuche, Krankenpastoral u. a.) sind auf einmal neue Formen etwa der Verkündigung getreten, z. B. mit Hilfe der Medien. Manches geschieht auch stärker als früher außerhalb unserer Einflussmöglichkeit als Pfarrer (etwa Verbandsarbeit; neue Aktivitäten der Orden und der geistlichen Bewegungen). Die Kon-

zentration kirchlichen Lebens auf die Pfarr-ebene ist lockerer geworden!

Die Lebensverhältnisse unserer Gläubigen sind differenzierter geworden, bedingt durch den Zwang zu einer neuen Mobilität. Das Verhältnis der Geschlechter ist gegenüber der Vorwendezeit verändert. Die „Jugendkultur“ (oder -unkultur?) macht uns weithin ratlos, die Schullandschaft hat sich differenziert und vieles andere mehr.

Auch im politischen und öffentlichen Leben begegnen wir differenzierten Verhältnissen, die wir früher unter der SED-Herrschaft so nicht kannten. Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen, weil wir nahezu täglich damit konfrontiert werden. Es gehört jetzt z. B. zur Normalität, dass es innerhalb unserer Gemeinden unterschiedliche politische Orientierungen bzw. Einstellungen gibt.

### 3. Neue Zwänge

Da wäre vor allem der Zwang zu einer sehr verantwortlichen Finanzplanung unseres ortskirchlichen und pfarrlichen Lebens und Arbeitens zu nennen. Man mag das beklagen und etwas kurzschlüssig unter dem Schlagwort „Ökonomisierung der Kirche“ ironisieren – aber es bleibt eine Tatsache: Nach der Wende müssen wir finanziell „ehrlicher“ leben als früher. Freilich: wir haben in diesen letzten Jahren mehr bauen, erneuern und vor allem qualitativ gut erneuern können als in den letzten 20 oder 30 Jahren der DDR-Zeit. Hier möchte ich allen, die diese Last mitgetragen haben, meinen Dank und meine Anerkennung sagen!

Dennoch: Das Geld übt einen Zwang aus, den wir so früher nicht kannten. Ein Pfarr-Etat ist jetzt eben kein Wunschzettel an das Ordinariat, und unser Diözesanhaushalt setzt uns Grenzen, die nicht einfach durch Appelle an die Hilfsbereitschaft der Westbistümer aufgehoben werden. Alles in allem: Wir dürfen dankbar sein für das Erreichte und uns auch heute Mögliche! Aber das „Morgen“ ist in seinen „Möglichkeiten“ nicht mehr so selbstverständlich wie früher!

Ich verweise in diesem Zusammenhang auch auf Zwänge, die uns aus unserer gewandelten Stellung in der Profangesellschaft erwachsen. Die Unterstützung durch die „öffentliche Hand“ hat ihren Preis! Ein Staats-Kirchen-Vertrag bindet nicht nur den Freistaat sondern auch uns! Am eindrucklichsten hat das die Caritas erfahren, die auf einmal wirklich ein e.V., ein „Wohlfahrtsverband“ ist mit Trägerrechten, aber vielen Träger-Pflichten – bis hin zur öffentlichen Rechenschaftspflicht. Aber auch in der Pfarreiarbeit erfahren wir das: Anstellungsverträge sind komplizierter geworden, Gebührenordnungen müssen bis aufs „Kleingedruckte“ genau studiert werden und unsere Justitiarin erhält wohl im Amt die meisten Faxe aus den Pfarreien – mehr noch als die Meldestelle! Wir sind auf einmal eingebunden in staatliche Ordnungen, die wir früher innerhalb des SED-Staates einfach zum Teil ignoriert haben.

Aber genug dieser Hinweise: Unsere kurze Besinnung hat gezeigt: Bei aller Kontinuität unseres kirchlichen und speziell seelsorglichen Lebens und Arbeitens haben sich viele Veränderungen („Dis-Kontinuitäten“) ergeben, wie sie die Stichworte: Weitung, Differenzierungen, neue Zwänge nur andeuten konnten.

Wo stehen wir heute angesichts dieses uns von Gott „verordneten“ zehnjährigen Weges in einer neuen gesellschaftlichen Situation? Wie ist unser derzeitiger innerer geistig-geistlicher Zustand einzuschätzen?

## II. „Moment-Aufnahme“

Ich frage mich manchmal selbst: „Du warst etwa zehn Jahre vor der Wende Bischof, jetzt bist du knapp zehn Jahre nach der Wende Bischof. Welche Zeit war dir lieber?“ Die Antwort fällt mir schwer. Ich möchte die Erfahrungen der DDR-Jahre nicht missen. Neben Belastendem gab es viel Erfreuliches und Mut-Machendes! Aber insgesamt neigt sich doch die Waagschale in Richtung neue Situation. Auch wenn vieles jetzt hektischer, bunter, vielfältiger und zum



Teil schwieriger ist als früher: Ich bin dankbar, in dieser Zeit das Gesicht von Kirche mitgestalten zu können. Die „Ritzen“ und „Spalten“, durch die das Evangelium in die Gesellschaft, zu den Menschen vordringen kann, sind weiter und zahlreicher geworden. Ich sehe, wie Gott und sein Geist auch in den neuen Pastoralverhältnissen uns „Rückenwind“ gibt – trotz aller Widrigkeiten.

Und zudem: Die Herausforderungen der Gegenwart fördern uns auch! Ich hatte z. B. nie gedacht, dass wir so viele politische „Begabungen“ in unseren Gemeinden haben, wie sich jetzt herausstellt – oder so viele neue „Beziehungsebenen“ sich auftun, auf denen vielfältige Kontakte in das kirchenferne Milieu möglich werden. Man erwartet zum Teil sehr viel von uns als Kirche – oft zu viel! Aber es gibt eben diese Erwartungen – Gott sei Dank!

### 1. „Atmosphärisches“

Um eine Kurzcharakterisierung der aktuellen Situation unserer Ortskirche zu versuchen, möchte ich so formulieren: Die „Großwetterlage“ derzeit mit starken Turbulenzen, das regionale Mikro-Klima freundlich mit vereinzelt Schauern!

Manche Besucher aus dem Westen sagen mir: Die dominierende Grundstimmung in unseren Gemeinden, in kirchlichen Gemeinschaften und Häusern sei hier überwiegend zuversichtlicher als im Westen. Dort sei die Entmutigung derzeit stärker zu spüren, zum Teil breite sich Defätismus aus, die Haltung „Dienst nach Vorschrift“, eine Skepsis, ob Kirche überhaupt noch eine Chance habe, Menschen zu erreichen bzw. ernst genommen zu werden.

Ich weiß nicht, ob jeder Seelsorger vor Ort die folgende Einschätzung so teilen würde: Ich erfahre trotz der Probleme und Nöte, von denen gleich auch noch geredet werden muss, „atmosphärisch“ in den Gemeinden eine Grundzuversicht, auch in dieser neuen, liberalen Luft der offenen Gesellschaft qualifiziert Kirche Gottes bleiben zu können. Die Zahlen mögen zum Teil abnehmen, der

Mangel an Priestern ist beschwerlich. Aber wir werden derzeit als katholische Ortskirche in Thüringen durchaus wahrgenommen. Viele erwarten etwas von uns, sie rechnen mit unserer Präsenz, mit unserem Engagement, auch wenn sie sich uns nicht anschließen wollen oder können.

Es gibt durchaus so etwas wie eine Grundzustimmung zu spüren: „Ja, die katholische Kirche gehört zu Thüringen dazu!“ „Es würde in unserem Ort etwas fehlen, wenn ihr als katholische Gemeinde nicht da wäret!“ usw. Wie gesagt: Es gibt ebenso Gleichgültigkeit, fehlendes Interesse, Ablehnung und sogar dezidierten Hass. Der „Wind“ weht jetzt aus unterschiedlichen Richtungen, aber eben nicht nur ins Gesicht!

Was vielen Katholiken und auch mir schwer zu schaffen macht, ist innerkatholischer Streit, dem es nicht mehr um die Sache als vielmehr um das Verteilen von „Etiketten“ geht, derzeit etwa für manche bei der in der Tat schwierigen Frage, ob die katholische Kirche in der vom Gesetz vorgeschriebenen Beratung schwangerer Frauen bleiben soll. Die Sachproblematik mag noch nachdenklichen Menschen vermittelbar sein, der derzeit gefahrene innerkatholische „Stil“ ist es nicht mehr. Das erschwert unsere eigentliche Seelsorgsarbeit und legt zudem neue Minenfelder und Stacheldrahtverhaue zwischen Kirche und Gesellschaft. Nein: wir wollen und dürfen keine „angepasste“ Kirche sein – aber wir dürfen nicht den Eindruck erwecken, bei uns würde ein autoritärer Stil gefahren und nur mit „Schaum vor dem Mund“ miteinander geredet! Mein Anliegen ist es, weiter zu einem fairen Miteinander in unserer Kirche bei strittigen Fragen (und diese Frage wird nicht die letzte bleiben!) beizutragen.

### 2. Keine Nostalgie – Annahme der jetzigen „Stunde“

Was ich dankbar konstatiere: In der Breite unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, in Seelsorge, Caritas und Verwaltung, besonders aber auch bei unseren „gestandenen“

Pfarrern bemerke ich nicht eine rückwärts gewendete Haltung, die sagt: Früher war alles besser! Vielleicht wird hier und da (leise!) gesagt: Manches war früher besser, zumindest leichter, übersichtlicher, gemeindenäher! Aber alles in allem wird die jetzt von Gott verordnete „Stunde“, in der wir unseren Dienst zu verrichten haben, angenommen.

Das ist nicht selbstverständlich! Ich möchte diese tapfere Annahme und das Aushalten der vielen „Turbulenzen“, die uns die Nachwende-Zeit beschert hat, als Positiv-Posten auf der Guthaben-Seite unserer Ortskirche verbuchen. Ich möchte auch dankbar zum Ausdruck bringen, wie sehr ich schätze, dass wir uns gegenseitig zu stärken und zum Teil im Dienst zu ergänzen suchen. Es gibt eben die verschiedenen „Begabungen“ in unserer Mitte. Ich freue mich darüber, wenn ich höre: „In dieser konkreten Sache hilft mir ein Mitbruder!“ Oder: „Wir treffen uns regelmäßig und tauschen uns aus!“ Oder: „Hier kann ich mich entlasten (etwa beim Religionsunterricht), weil tüchtige Frauen (und Männer) im Schulbereich besser am Werk sind, als ich es als Priester könnte.“

Ich erwähne hier ausdrücklich die Offenheit so vieler, sich neuen, bisher ungewohnten Aufgaben zu stellen z.B. als Präses für eine Verbandsgruppe, in der Sonder-Seelsorge, bei der Aufgabe, Zeitungen und Rundfunk zuzuarbeiten; in der offenen Bildungsarbeit für Erwachsene mitzuwirken; oder – was besonders schwierig ist – über eine Gemeinde hinaus ganz oder zum Teil noch als Pfarrer für andere Gemeinden dazusein.

Ich erwähne die Tatsache, dass eine größere Gruppe unserer Gemeindereferentinnen und -referenten im letzten Jahr die Anstrengung einer qualifizierenden Weiterbildung ohne größeres Murren auf sich genommen hat, zuletzt sogar mit einer gewissen Offenheit, dies als eine echte Chance für sich selbst zu begreifen. Das alles sind Indizien dieser von mir als wichtig empfundenen „Offenheit“ für das Hier und Heute mit seinen veränderten Anforderun-

gen. Es ist Ausdruck einer geistigen und geistlichen „Beweglichkeit“, nicht im Vergangenen und Gewohnten zu verharren, sondern sich Neuem zu öffnen.

Ausdrücklich erwähnen möchte ich auch, dass wir die heikle Probe bestanden haben, als Ortskirche, Klerus wie Laienmitarbeiter, die rechte Balance zwischen Staatsnähe und Distanz zum Staat gefunden zu haben. Es war gut, dass wir bei Konferenzen sehr früh diese Probleme angesprochen und uns über das rechte Verhalten ganz praktisch ausgetauscht haben.

### III. Lernfelder

Zu einer Bilanz gehört freilich, dass wir uns eingestehen, dass es eine Reihe von Problemfeldern in der Pastoral gibt (hier etwas euphemistisch als „Lernfelder“ umschrieben).

#### 1. Kinder- und Jugendpastoral

Das nenne ich an erster Stelle. Die Veränderungen der Nachwendezeit waren wohl am ehesten bei den Kindern und älteren Schülern/Lehrlingen zu spüren. Ich sehe mit euch die Probleme: Wegbleiben vom Gottesdienst; durch schulischen Religionsunterricht Wegbrechen bzw. zum Teil Erschwernis der Anbindung an die Pfarrei (freilich: ob die Kinder unter heutigen Verhältnissen(!) noch so zu unseren Pfarrei-Religionsstunden kämen wie früher?); eine neue „Jugendsprache“ und „Jugendkultur“, die uns zum Teil fremd ist; der Autoritätsverlust der Eltern und Lehrer bei den Kindern; der Einfluss des Fernsehens; die Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit gegenüber Gewalt, Drogen und anderer Verführung der Kinder zum Bösen.

Ich sehe nur einen nach vorn weisenden Weg: dass wir Erwachsene finden, die mit uns die Kinder und Jugendlichen begleiten. Junge Leute brauchen „Gesichter“. Nicht gängeln, sondern inspirieren! Sie Erfahrungen machen lassen, aber sie ihnen auch deuten! Sie loslassen, ohne sie fallen zu lassen!

Es gibt auch hoffnungsvolle Neuansätze in der Jugend- und Kinderpastoral – aber wir werden noch viel „Lehrgeld“ zahlen müssen. Ausdrücklich danke ich für die Fortführung der „Religiösen Kinderwoche“ in den Ferien. Diese Zuwendung zu unseren Kindern und Schülern ist unersetzlich, nicht zuletzt wegen der vielen ehrenamtlichen Helfer.

## 2. „Unübersichtlichkeit“ bei der Sakramentenpastoral

Wen darf ich zu den Sakramenten zulassen? Wen muss ich (derzeit noch!) „ablehnen“? Wie erreiche ich jene, die keine Sakramenten-Praxis haben? Wie gehe ich mit unberechtigten „Einforderungen“ von Sakramentenspendungen um? („Herr Pfarrer, ich habe ein Recht auf...“). Darf diese konkrete Person Tauf- oder Firmpate sein? Was mache ich, wenn beim Sterbeamt alle zur Kommunionbank herantreten?

Diese und andere Fragen haben zum Teil auch unsere Vorgänger beschäftigt. Aber was bei uns neu ist: Die früheren selbstverständlichen Gepflogenheiten greifen nicht mehr. Und: Die Lebensformen und die biographischen Situationen sind so vielfältig geworden, dass man kaum noch generelle Regeln für Zulassung bzw. Aufschub aufstellen kann, sondern jeden Fall einzeln prüfen und bewerten muss. Das schafft dann wieder Probleme mit der Gleichbehandlung der anderen Gläubigen! „Wenn der oder die ... warum nicht auch ich?“

Hier wird in Zukunft das Grundgesetz der „Gradualität“ stärker zu bedenken sein! Menschen auf einen „Weg“ bringen, den ihnen jetzt möglichen „Glaubensvollzug“ würdigen, den nächsten Schritt ermöglichen, auch wenn er noch so klein ist! Und wir werden noch stärker über die vorsakramentalen Zeichen für unsere Zeit nachzudenken haben. Was kann heute das Leben durch ein Licht von oben hell machen, deuten, „wecken“, in Bewegung hin zu Gott bringen?

## 3. Unserer eigenen spirituellen „Austrocknung“ begegnen

Ich gehe von mir aus: Hektik und Stress sind „Spiritualitätskiller“. Ohne ein Mindestmaß an innerer und äußerer Ruhe keine Gelassenheit, keine wirkliche Zuwendung zu den Menschen und zu Gott! Die Nachwend-Zeit hat mich persönlich herausgefordert, zum Teil neue Wege in meinem geistlichen Leben zu versuchen.

Ich brauche jeden Tag einen Ruhepunkt, um mich in Gottes Gegenwart zu verwurzeln. Ich habe Formen gefunden, wo mich die alltäglich umgebenden Dinge oder Erfahrungen an das „Evangelium“ erinnern – und diese Dinge und Erfahrungen auf einmal neu „beleuchtet“ (sprich: bewertet) werden. Ich habe den Segen der auswendig gelernten Gebete neu entdeckt und manche traditionellen, von mir früher etwas despektierlich betrachteten Gebetsformen. Ich lerne, dass die geistliche und menschliche(!) Transparenz in der Lebensführung anderer mir zur Hilfe wird („Sieh mal, wie der/ wie die das macht!“) – und vermutlich auch ich selbst für andere zur Stütze werden kann, wenn ich hinter meinem Alltagsgesicht mein „Glaubensgesicht“ erkennbar werden lasse.

Was Seelsorger heute unbedingt brauchen:

- eine spirituelle Elastizität, in wechselnden Anforderungen und Situationen geistlich wach zu bleiben;
- eine „Lebens-Durchsichtigkeit“, die - ohne aufdringlich und frömmelnd zu sein - anderen Anteil an eigenen Gotteserfahrungen gibt;
- eine „Frustrations-Souveränität“, die Ärger, Frust, Erfolglosigkeit, Gegenwind u. ä., eben „Kreuzerfahrungen“ zum „Brennstoff“ für das eigene, geistliche Lebensfeuer macht, das uns Christus nahebringt („Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe!“);
- eine neue „Aufmerksamkeit“ bzw. „Dünn-häutigkeit“ für Außensignale (etwa unausgesprochene Hilferufe, Versöhnungsbitten, „Echo-Signale“, auch kritische!).

Pastorale „Trampeltiere“ sind heute noch weniger als früher gefragt! Oder noch drastischer: Wer nicht bereit ist, als Seelsorger eher selber zu bluten als andere bluten zu lassen, der hat seinen Beruf verfehlt!

Ich spreche dieses „Lernfeld“ Spiritualität für Seelsorger in der Postmoderne ausdrücklich als Problemfeld an, weil ich weiß: Nicht allein Strategieüberlegungen helfen uns in der Pastoral weiter, nicht noch so raffinierte Methoden und „Supervisionen“, sondern am wichtigsten ist die eigene geistliche Vigilanz, unsere Bereitschaft, uns gegenseitig geistlich zu stärken und die Beweglichkeit, die „Findigkeit“, auch mit vollem Terminkalender dem Herrn nahe zu sein.

Ich begnüge mich mit diesen Lernfeldern (= Schwachpunkten) unserer Pastoral. Weitere wären leicht hinzuzufügen, z. B. was heißt heute christliche Askese (auch für uns Seelsorger) angesichts der Überflussesgesellschaft? Ich denke an die Ehe- und Familienpastoral, überhaupt die Frage nach der Bindungsfähigkeit des heutigen Menschen; auch die Frage nach der Liturgiefähigkeit der Menschen im Zeitalter der elektronischen Massenmedien und anderes mehr.

In einem letzten Teil möchte ich noch auf einige Grundperspektiven für unseren pastoralen Dienst eingehen, wobei ich die Richtung meiner Überlegungen hier nur andeuten, nicht entfalten kann.

#### **IV. „Zukunftsträchtiges“**

Zu einer Bestandsaufnahme gehört immer auch ein Ausblick. Wir sind als katholische Ortskirche in Thüringen durchaus fähig und hinreichend gerüstet, unseren Grundauftrag als Kirche für die Menschen hier und heute auszurichten. Wir haben lebendige Gemeinden, wir haben geistlich wache Menschen, wir haben erste Erfahrungen, wie man auch in der offenen Gesellschaft kirchlich Präsenz und Geistesgegenwart zeigen kann. Und wir haben die Zusage unseres Herrn, dass er mit seinem Geist uns nahe sein will. In welche Richtung sollten wir unsere geistigen, geist-

lichen (und auch unsere wenigen materiellen) Ressourcen bündeln?

##### *1. Den Gotteshorizont in die Gesellschaft einbringen*

Oder etwas ungewohnter formuliert: Wir sollten in der angeblich so umfassend die Menschen belehrenden und aufklärenden Informationsgesellschaft den subversiven Verdacht austreuen, doch nicht über alles, über die ganze Wirklichkeit des Lebens und dieser Welt informiert zu sein.

Es gibt, so meine ich, ein Verlangen nach einer wirklich das ganze Leben tragenden und ertragbar machenden Spiritualität. Diese spirituellen Quellen gilt es zu erschließen: Die Glaubenswahrheiten über Gott als Schöpfer, als Erlöser und Vollender müssen von uns neuen Glanz erhalten. Geben wir uns zu wenig Mühe, mit einer neuen Sprache die Erfahrungswelt der Menschen wirklich zu erreichen? Der Seelsorger vermag diese Welt nicht zu ändern, aber er vermag, sie in neuem Licht, in österlichem Licht zu sehen und andere sehen zu lassen.

##### *2. Die Erfahrung des (von Gott) Angenommen-Seins zu bezeugen*

Oder wieder etwas verfremdet ausgedrückt: Unsere Seelsorge sollte den subtilen Zweifel austreuen, dass vieles, was die heutige Erlebnisgesellschaft zu bieten hat, mich letztlich nicht ernst nimmt, mich „veralbert“, mich zum Objekt fremder Interessen macht (zum Teil massiv finanzieller Interessen). Viele Menschen, auch junge Menschen spüren das: Ich selbst bin gar nicht gemeint, wenn mich die Werbung umgarnt, wenn mir pausenloses Erleben und Genießen verheißen wird. Darum gibt es ja zunehmend „Aussteiger“.

Ich erlebe Menschen, die den Zufälligkeiten einer undurchschaubaren Welt aber auch den Zwängen einer rein ökonomisch denkenden Umwelt zu entkommen suchen. Ich höre von Menschen, die sich Zielen jenseits von Haben und Genießen verschreiben,

die „einfach“ leben, die in der Hingabe an andere sich selbst überschreiten. Die Seligpreisungen der Bergpredigt werden auch außerhalb der Kirche gelebt! Ob uns diese, die wahren Sehnsüchte des Menschen veralbernde Erlebnis- und Spassgesellschaft nicht auch nachdenkliche Menschen so zuführen kann wie vormals die geistlose SED-Ideologie?

Von dem Abenteuer, in der Hingabe an ein DU, an Gottes DU sich selbst zu finden, wird man nicht allein mit Worten reden können. Wir brauchen Gruppen, Gemeindkerne, Gemeinschaften von Ordensleuten, Laien und auch von uns hauptamtlichen Seelsorgern, die das vorleben: In Gott das eigene Leben verankern können, von ihm sich angenommen wissen, das macht mich souverän und frei.

Und eine letzte Richtungsweisung, die freilich zu allen Zeiten für Seelsorger aktuell bleiben wird:

### 3. *Sich der „Fortschrittsverlierer“ annehmen*

Jede Pastoral lebt von der Liebe, mit der Gott selbst uns in seinem menschengewordenen Sohn umfassen hat. Sie ist ja Teilnahme an der Hirtensorge, der Hirten-Fürsorge Gottes selbst.

Eine Gemeinde, ein kirchliches Haus, ein Pfarrhaus oder Ordenshaus, eine katholische Gruppe oder Bewegung wird mehr Anziehungskraft gewinnen, wenn sie sich denen zuwendet, die auf die Schattenseite des allgemeinen Fortschritts geraten. Und das kann bekanntlich schnell passieren! Ich spiele immer gern mit dem (für mich durchaus positiven!) Begriff der Service-Gesellschaft. Wir leben vom gegenseitigen „Service“ – ohne Zweifel! Aber wir leben noch mehr von dem, was kein Service auffangen und reparieren kann: von der uneigennütigen Solidarität, vom gegenseitigen Erbarmen, von einer Zuwendung zum Nächsten aus der Kraft der Liebe Christi, die wirklich „unbezahlbar“ ist.

Die Informations-, die Erlebnis-, die Servicegesellschaft konsequent weiterdenken,

kritisch be- und hinterfragen, durch Zweifel an ihren Verheißungen und durch den Verdacht, dass sie meine Sehnsüchte vielleicht doch nicht ganz abdecken können, sie gleichsam „löchrig“, porös machen für den Durchschein des Gotteslichtes – das sind für mich inhaltliche Vorgaben für eine Pastoral für heute und morgen. Die passenden „Gefäße“ für eine auf solche Inhalte orientierte Pastoral müssen wir unbedingt gemeinsam weitersuchen bzw. uns gegenseitig auf sie aufmerksam machen.

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Vortrag auf der Pastoralkonferenz des Bistums Erfurt am 6. Oktober 1999.

<sup>2</sup> Ich gebrauche im Folgenden die Begriffe Seelsorge und Pastoral als austauschbare Begriffe. Anders als etwa im evangelischen Bereich: Dort ist Seelsorge weithin „Individualeelsorge“ (cura animarum specialis). Im katholischen Umfeld wird unter Seelsorge meist auch die Gemeindeleitung im weitesten Sinn verstanden, also neben der Einzelseelsorge auch Gemeindeaufbau und Leitungstätigkeit („Hirtenkunst“).

<sup>3</sup> Vgl. J. Wanke: „Wiedervereinigte Seelsorge“. Ein Beitrag zum pastoralen Erfahrungsaustausch zwischen Ost und West. In: Ost-West Informationsdienst des katholischen Arbeitskreises für zeitgeschichtliche Fragen. Bonn 1998, Nr. 200, S. 3–14.

# Die Kirche des neuen Jahrhunderts

## Wünsche und Hoffnungen

In den folgenden Überlegungen geht es nur um die katholische Kirche. Das wichtige Thema der Ökumene soll hier nicht behandelt werden, höchstens indirekt, insofern die erhofften Veränderungen in der römisch-katholischen Kirche sich positiv auf die ökumenischen Bestrebungen auswirken können.

### I. Die Besinnung auf das *Proprium Christianum*

Das wichtigste geistige Thema des nächsten Jahrhunderts ist die Begegnung der Religionen. Sie muss als Herausforderung angenommen werden, wobei es nicht nur um friedliche Koexistenz geht („Weltethos“), sondern um die Wahrheitsfrage. Jede Religion enthält Wahrheit, wie das II. Vatikanische Konzil ausdrücklich anerkannt hat<sup>1</sup>, aber es geht um die Frage, wo die Menschen „die Fülle des religiösen Lebens“ finden.

Die christliche Glaubensbotschaft antwortet darauf: In der Offenbarung des dreifaltigen Gottes durch Jesus Christus. Dessen *kénosis* ist das Non-plus-ultra der Selbstmitteilung Gottes. Durch den Geist, der den Vater mit dem Sohn verbindet, sind wir in das Leben des dreieinen Gottes einbezogen.

Das hat tiefe spirituelle Folgen. Wir sind nicht mehr „Knechte“, sondern „Freunde“ Gottes. Das macht z.B. einen tiefgehenden Unterschied zum Islam aus. „Im Islam wie im Christentum gedeihen Sittlichkeit, Askese und Mystik, aber eben in verschiedener Ausrichtung und verschiedener Gewichtigkeit,

denn ihre Grundlage ist verschieden: Haltung des Knechtes oder des Kindes, und ihr Ziel ist verschieden: das Wohlwollen Gottes oder die Teilhabe am göttlichen Leben.“<sup>2</sup> Das zeigt sich auch in der Gestik: Der Islam wirft seine Anhänger vor Allah in den Staub; wir Christen dürfen aufrecht stehen, wie das die ursprüngliche Haltung beim eucharistischen Hochgebet war. Der Heilige Geist weht allerdings, wo er will. Er hat auch im Islam mystische Gotteserfahrung und -liebe hervorgebracht, was allerdings zu Konflikten mit der islamischen Orthodoxie führen musste<sup>3</sup>.

Christsein ist wesentlich Gotteskindschaft, Gottesfreundschaft, Teilhabe an der Beziehung des Sohnes zum Vater im Heiligen Geist. Sie hat also trinitarischen Charakter, was in Zukunft noch tiefer und bewusster die christliche Frömmigkeit prägen müsste. Das gilt auch für die erlebnismäßig intensivste Form des geistlichen Lebens: die Mystik. Karl Rahner hat dazu gesagt: Die gnadenhafte Beziehung des Menschen zu den drei Personen in Gott „hat in der Geschichte der christlichen Mystik nicht jene Breite und Tiefe, die man von der Glaubenslehre über die Einwohnung der dreifaltigen Gottes und das (wohl nicht approprierte) Verhältnis jeder der göttlichen Personen zum begnadeten Menschen her eigentlich erwarten sollte.“<sup>4</sup> Maßgebend wirkte sich hier der Einfluss des Pseudo-Dionysius Areopagita aus, dem es mehr um das unfassbare, weiselose Wesen Gottes ging als um die trinitarischen Beziehungen (dasselbe gilt für Meister Eckhart). Ausgeprägt trinitarische Mystik findet sich bei Bonaventura, Mechthild von Magdeburg, Jan van Ruysbroek, Johannes vom Kreuz, der Ursuline Marie de l'Incarnation (1599–1672)<sup>5</sup> und der französischen Karmelitin Elisabeth von der heiligsten Dreifaltigkeit (1880–1906)<sup>6</sup>. Mögen deren Erfahrungen auch außerordentlich sein, so können sie doch inspirierend für jedes geistliche Leben wirken.

## II. Innerkirchliche Probleme

Mit der Neubesinnung auf die Trinität hängen auch innerkirchliche Probleme zusammen, bei denen es immer auch um die Freiheit des Geistes geht, die in einem Spannungsverhältnis zur institutionellen Bindung steht. Die Spannung von Gesetz und Freiheit zeigt sich auch im Neuen Testament im Vergleich zwischen Matthäus und Paulus<sup>7</sup> oder Paulus und Jakobus<sup>8</sup>. Daraus ergibt sich, dass um ein positives Gleichgewicht immer wieder gerungen werden muss. Um das an einem Beispiel zu verdeutlichen. Da gibt es das kirchliche Gebot, an Sonntagen und gebotenen Feiertagen an der Eucharistiefeyer teilzunehmen. Der Katechismus der Katholischen Kirche bemerkt dazu: „Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde.“ (2181) Mit dieser und vielen anderen Drohungen der Höllestrafe hat man früher die Katholiken in kirchlicher Disziplin gehalten. Die Verfasser dieses Artikels haben aber offensichtlich noch nicht bemerkt, dass diese Mittel nicht mehr greifen. Es ist sicher immer wieder angebracht, die Gemeindeglieder wie der Hebräerbrief zu ermahnen: „Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander“ (10,25). Ermuntern ist etwas anderes als drohen. Zu mir kam mal ein alter Herr ins Sprechzimmer, um einen lebenslang gehegten Ärger loszuwerden. Er sagte mir, er habe nie im Leben aus eigener Schuld die Sonntagsmesse versäumt, aber immer unter dem Druck gestanden: Wehe, wenn du nicht kommst! Ob es Jesus gefällt, wenn die Kirche ihre „Kinder“ mit vorgehaltener Pistole zum vorweggenommenen himmlischen Hochzeitsmahl treibt? Wer heute noch kommt, tut es freiwillig. Das „Ermuntern“ geschieht dadurch, dass man den Leuten den Sinn der Feier einleuchtend erklärt.

Die heutige Moraltheologie hat das persönliche Gewissen erneut zum zentralen Thema gemacht<sup>9</sup>. Aber kann man sagen, dass ihm in der kirchlichen Lehre und pastoralen Leitung schon der Rang und die Frei-

heit zugestanden werden, die ihm zukommen?

Dass die Kirche ein Lehramt braucht, um die Identität des Glaubens und das Wesentliche der christlichen Sittenlehre zu bewahren, leuchtet ein. Kardinal Newman ist auf seiner langen ekklesiologischen Entdeckungsreise zu der Überzeugung gelangt: „Es muss irgendeine Autorität geben, wenn es überhaupt eine Offenbarung gibt, und es gibt keine andere Autorität als die Kirche – ‚der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit‘, wie sie die Schrift ausdrücklich nennt.“ „Eines ist gewiss, entweder gibt es gar keine objektive Offenbarung, oder sie ist mit Mitteln ausgestattet worden, um der Welt ihren objektiven Charakter einzuprägen.“ „Wenn das Christentum sowohl eine soziale als auch eine dogmatische Dimension hat, dann muss es, menschlich gesprochen, einen unfehlbaren Ausleger haben.“<sup>10</sup> Aber der Unterschied zwischen „unfehlbarem“ und „authentischem“ (nicht unfehlbarem) Lehramt muss streng gewahrt bleiben. Eine „Quasiunfehlbarkeit“ gibt es nicht; wird sie dennoch praktiziert, untergräbt das die echte Autorität des Lehramtes<sup>11</sup>.

Zum trinitarischen Gleichgewicht der Kirche gehört, dass der „Glaubenssinn“ aller Gläubigen und die Vielfalt ihrer Charismen vom Amt sorgfältig beachtet und respektiert werden, wie das II. Vatikanische Konzil gelehrt hat (Lumen gentium 12). Wenn z. B. eine moraltheologische (nicht unfehlbare) Lehre von der überwältigenden Mehrheit der Gläubigen nicht „rezipiert“ wird, wie das beim absoluten („deontologischen“) Verbot sogenannter „künstlicher Empfängnisverhütung“ der Enzyklika „Humanae vitae“ der Fall ist, sollte das Lehramt die richtige Konsequenz daraus ziehen (bei unserer Kirche ist zwar nicht mit einem Widerruf zu rechnen, aber man sollte Gras darüber wachsen lassen).

Zur Freiheit des Geistes in der Kirche gehört wesentlich auch eine angemessene Freiheit der Theologie. Dem widerspricht z. B. die gängige Praxis, einem Moraltheologen, der sich kritisch zu „Humanae vitae“ geäußert hat, von Rom das „nihil obstat“ zu

verweigern, wenn er sich um einen Lehrstuhl bewirbt. Was führende Theologen wie Henri de Lubac, Yves Congar, Karl Rahner und Hans Urs von Balthasar an Repressalien erlebt haben, gereicht dem Lehramt nicht zur Ehre. Das wird nur teilweise dadurch aufge- wogen, dass man drei von ihnen als Kar- dinäle hat sterben lassen. Wichtiger wäre, dass man mit ihren Nachfolgern anders umgeht.

Nochmals sei gesagt: Ohne ein Lehr- und Leitungsamt geht es nicht. Die Spannung zwischen Autorität und Freiheit, Gesetz und Gewissensfreiheit, Tradition und Innovation ist unaufhebbar. Sie ist besonders brisant in einer Zeit, in der das Freiheitsbewusstsein der Menschen stark entwickelt und höchst empfindlich geworden ist. Die Kirche des neuen Jahrhunderts wird das sehr beachten müssen. Sie muss jeden Anschein vermei- den, ein totalitäres System zu sein.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Nostra aetate, 2.

<sup>2</sup> Islam-Lexikon (Herder Spektrum), Artikel „Spi- ritualität“ (A. Th. Houry).

<sup>3</sup> A. a. O. die Artikel „Liebe Gottes“ und „Mystik“ vom selben Autor.

<sup>4</sup> Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Artikel „Dreifaltigkeitsmystik“.

<sup>5</sup> Marie de l'Incarnation: Der Lebensbericht von 1654. Johannes Verlag, Einsiedeln 1986

<sup>6</sup> Schwester Elisabeth von der Dreifaltigkeit. Ver- lag Butzon & Bercker Kevelaer 1952. Dieses Buch, zu dem Hans Urs von Balthasar eine Ein- führung geschrieben hat, dürfte wohl vergriffen sein. Balthasar hat später eine größere Abhand- lung über Elisabeth von Dijon verfasst, die in dem Band „Schwestern im Geist“ zusammen mit seinem Buch über Therese von Lisieux erschienen ist (Johannes Verlag, Einsiedeln 1970).

<sup>7</sup> Ulrich Luz: Die Jesusgeschichte des Matthäus. Neukirchener Verlag, 1993, 163–170.

<sup>8</sup> Joachim Gnilka: Theologie des Neuen Testa- ments (Herders theol. Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband V), 444–453.

<sup>9</sup> Dazu das Textbuch von Bernhard Sill: Phäno- men Gewissen. Mit einem Vorwort von Bischof Dr. Josef Homeyer. Verlagsgesellschaft Benno- Bernward-Morus, Hildesheim 1994.

<sup>10</sup> Zitiert nach Charles Stephen Dessain: John Henry Newman: Anwalt redlichen Glaubens. Herder, Freiburg–Basel–Wien 1980, 167.

<sup>11</sup> Hermann Josef Pottmeyer warnt in seinem Werk „Die Rolle des Papsttums im dritten Jahr- tausend“ vor einer „schleichenden Unfehlbar- keit“ und einem „doktrinalen Zentralismus“, der ohne hinreichende Befragung der Bischöfe „definitive“ Entscheidungen fällt (Quaestiones Disputatae 179), 117.



Hermann Wieh

# Holland – immer noch in Not?

## Begegnungen mit einer Kirche zwischen Abriss und hoffnungsvollem Realismus

Kurz nach Ostern 1999: Fünf Kapläne aus den Bistümern Osnabrück und Hamburg sind zusammen mit dem Regens vier Tage zur Fortbildung in den Niederlanden. Warum? Holland ist ja ganz nahe. Nicht nur räumlich. Sind nicht die radikalen institutionellen Abbrüche, von denen die Niederlande vor 20 Jahren erschüttert wurden, mittlerweile auch bei uns angekommen? Wie ist man dort mit den Schwierigkeiten fertig geworden? Können wir vielleicht für unsere Zukunftsgespräche etwas lernen? Kontakte mit dem Rotterdamer Regens ermöglichten einen mehrtägigen Aufenthalt im dortigen Priesterseminar. Von drei charakteristischen Begegnungen soll berichtet werden.

### 1. Spiritualität und Menschennähe als Koordinaten eines neuen Anfangs

's Gravenhage: ein Stadtteil, 30 Gehminuten von der Innenstadt Den Haags entfernt. Mitte des vorigen Jahrhunderts siedelten sich hier viele „Gastarbeiter“ aus dem katholischen Süden der Niederlande an. Vier große Kirchen wurden gebaut; jede hatte mehr als 500 Sitzplätze und jede war (bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts) mehrmals am Sonntag gut gefüllt. Dann kam der Umbruch: Der alte Stadtteil wurde von den neuen Einwanderern aus Indonesien, Nordafrika und der Türkei erobert. Die meisten Holländer zogen in andere Stadtteile.

Nur einige Alte blieben zurück. Drei der vier Kirchen mussten abgerissen werden, weil sie von den Gemeinden nicht mehr finanziert werden konnten. Die Grundstücke sind verkauft; manchmal ist ein Altenheim mit einer kleinen Kapelle entstanden. Nur eine Kirche blieb erhalten: ein neugotischer Backsteinbau mit ursprünglich etwa 800 Sitzplätzen. Jetzt ist die Hälfte der Bänke entfernt; Sonntags findet eine einzige heilige Messe statt; werktags genügt ein kleiner (geheizter) Raum im Pfarrhaus für die wenigen Gottesdienstbesucher. Ob auch diese Kirche bald abgerissen wird?

Wir läuten die altertümliche Glocke am Pfarrhaus. Dort wohnen zwei Patres (SVD) und vier Ordensschwwestern. Sie stammen aus Indien und sind vor fünf Jahren ganz bewusst als Missionare nach Holland gekommen. „Die Europäer haben uns den christlichen Glauben gebracht. Nun herrscht in Westeuropa Priestermangel und Glaubensnot. Da fühlten wir uns verpflichtet zu helfen.“ Einer der Priester berichtet, dass sie anfangs von ihren niederländischen Mitbrüdern sehr skeptisch aufgenommen worden seien. Auch der Bischof habe ihr eigentliches Anliegen nicht verstanden und ständig darauf gedrungen, dass sie als ordentliche Pfarrer eine oder sogar mehrere der bestehenden Pfarreien übernehmen sollten. „Aber das wollen wir nicht. Uns geht es zuerst darum, ganz nahe bei den Menschen zu sein, die Menschen vor Ort kennenzulernen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Deshalb beteiligen wir uns an möglichst vielen Initiativen der Bürger vor Ort.“ Pater Jos Vazhail bricht zum Beispiel einmal in der Woche nachts zu Streifengängen auf. Eine Stadtteilinitiative hat diese moderne Form der Nachtwächter entwickelt, um Kriminalität und Vandalismus in 's Gravenhage einzudämmen. „Wir gehen immer zu zweit und man hat bei diesen nächtlichen Streifengängen viel Zeit, um mit den Menschen vor Ort über Gott und die Welt ins Gespräch zu kommen.“ Ganz ähnlich sind die Ziele der Schwestern, wenn sie in einer Initiative für Obdachlose und bei kirchlichen und städtischen Projekten zur Betreuung der vielen

ausländischen Prostituierten mitarbeiten. „Man lernt die Menschen nur kennen, wenn man bei ihnen lebt und Zeit für sie hat. Das ist die erste und wichtigste Voraussetzung, um das Evangelium zu verkünden.“

Und wie steht es mit der Liturgie und den Sakramenten? „Natürlich sind wir bereit, am Sonntag und an den Werktagen die hl. Messe für die verbliebene kleine Gemeinde zu feiern. Aber wir wollen nicht Pfarrer sein, weil die Verwaltung von den Laien viel besser erledigt werden kann.“ Pater Jod Vazhail bietet einmal in der Woche einen Meditationsabend an. Immer mehr Interessierte aus allen Religionen und Rassen nehmen daran teil „Die Menschen suchen nach Tiefe und Spiritualität. Das müssen wir mit ihnen leben und so Christus entdecken.“ In der großen Kirche ist es trotz des österlichen Blumenschmuckes ziemlich kalt und leer; aber die geistliche und menschliche Gastfreundschaft des Missionars aus Indien öffnet die Herzen und bietet eine Hoffnungsperspektive.

## **2. Realistische Planungen als institutioneller Unterbau**

Natürlich wird auch im Bistum Rotterdam langfristig geplant. Eine Begegnung mit Bischof Adrianus H. van Luyn und Dechant Andre Bosman macht das deutlich. Anders als in Deutschland liegt die erste Verantwortung für alle administrativen (und vor allem finanziellen) Entscheidungen bei der jeweiligen Pfarrei. Das Generalvikariat und das Seelsorgeamt spielen eine nachgeordnete Rolle. (Bei einer Katholikenzahl von gut 800 000 Gläubigen sind im Rotterdamer Generalvikariat einschließlich Seelsorgeamt und Caritaszentrale nur ca. 50 Personen beschäftigt!) Um möglichst nah vor Ort zu sein und trotzdem überregional planen und denken zu können, sollen in Zukunft die Dekanate einen wichtigen pastoralen Anlaufpunkt bilden.

Seit Anfang dieses Jahres sind die bisherigen 14 Dekanate zu 6 neuen umgebildet worden, deren Zuschnitt sich im wesentli-

chen an den staatlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten orientiert. Innerhalb der Dekanate ist als Ziel für die nächsten zwei bis fünf Jahre die Bildung von Seelsorgeeinheiten geplant. Eine solche Seelsorgeeinheit definiert sich dadurch, dass sie von drei hauptamtlichen pastoralen Mitarbeitern bzw. Mitarbeiterinnen betreut wird: von einem Priester und zwei Laien. Mehrere Gemeinden müssen zusammenarbeiten oder sich zu einer Großgemeinde zusammenschließen. (Welche Form zu wählen ist, wird pragmatisch entschieden, ohne grundsätzliche Vorgaben: „Wir können nichts erzwingen, wir müssen Überzeugungsarbeit leisten“, so der Bischof.) Insgesamt 50 bis 70 solcher Einheiten soll es in Zukunft im Bistum Rotterdam geben (bisher sind es 200 Pfarreien). „Mehr als 70 Priester wird es auf die Dauer in unserem Bistum nicht geben; und mehr als 140 Pastoralarbeiter können wir uns nicht leisten. Also müssen wir so zurecht kommen“, sagt Dechant Bosmann, der sich als Dechant um die Begleitung der Priester und Gemeinden kümmert, während ein hauptamtlicher Laienmitarbeiter als „Koordinator“ die theologischen und organisatorischen Planungen übernimmt.

Was in den Gesprächen mit den Verantwortlichen auf Diözesan- und Dekanatebene besonders auffällt, ist der realistische und zugleich hoffnungsvolle Pragmatismus, mit dem die Dinge angegangen werden. Bischof van Luyn erzählt: „Natürlich gab es in unseren Gemeinden viele Menschen, denen es schwerfiel, als ihnen vertraute Gotteshäuser abgerissen werden mussten. Auch wir tun das nicht gerne. Einige haben sich sogar an Rom gewandt, und Rom hat uns aufgefordert, die Kirchen weiter zu unterhalten. Da haben wir nachgefragt: ‘Gebt Ihr uns das Geld dafür?’ Auf diese Frage gab es eine negative Antwort. Wir sind natürlich mit den Zielen Roms einig, müssen aber eigenverantwortlich handeln.“

### 3. Und die Priester? Entscheidend bleiben Spiritualität und Menschlichkeit

Wie reagieren die Priester auf die Planungen und Überlegungen des Bistums? „Einige sind natürlich sehr resigniert und planen nur noch für ihre Pensionierung“, so Regens Huub Flohr. „Aber andere reagieren mit originellen Vorschlägen und Überlegungen.“ So z. B. Joost J. P. de Lange, dem wir als Pfarrer in der Domgemeinde in Rotterdam begegneten. Er führt uns durch ein Haus mit unendlich vielen leeren Räumen und eine große Kirche mit über 1000 Sitzplätzen und erzählt dann: „Wenn man diese Kirche nicht vor einigen Jahrzehnten zur Domkirche erklärt hätte, wäre sie sicher schon lange abgerissen worden. Im Pfarrhaus wohnten früher 8 Priester (zusammen mit 2 Haushälterinnen). Sollte ich da ganz alleine einziehen? Oder in das Pfarrhaus der anderen Kirche, die ich zusätzlich etwa eine ¼ Stunde von hier zu betreuen habe?“ Pfarrer de Lange entschied sich frohgemut für einen dritten Weg: „Ich habe mir eine kleine Wohnung mitten zwischen beiden Kirchen gesucht. Das ist mein Refugium. In den Gemeinden habe ich jeweils einen Raum, wo ich regelmäßig anzutreffen bin.“ Außerdem gibt es natürlich die Gemeinderäume, die mit ganz ähnlichen pastoralen Unternehmungen angefüllt sind wie hierzulande.

Und wo sieht Pfarrer de Lange seine pastoralen Schwerpunkte und mögliche Zukunftschancen? „Fast jeden Tag kommen Menschen, die nichts mehr mit der Kirche zu tun haben, und wollen etwas fragen. Da versuche ich Ansprechpartner zu sein.“ Es gibt auch erste Schritte für Katechumenatskurse. Aber es ist gar nicht so leicht, die bestehenden Gruppen und Kreise für Neue zu öffnen. Es gibt Schwierigkeiten von beiden Seiten. „Oft ist es ein langer Weg von einem ersten Interesse an Spiritualität und Glauben bis zu einem Engagement in der Gemeinde. Und die Gemeinde hat oft sehr feste Formen und Strukturen, die für Außenstehende kaum zu verstehen sind.“ Pfarrer de Lange versucht es durch viele persönliche Gespräche, Ermögli-

chung von Kontakten und durch die Musik. Außerdem braucht er viele Helfer, denn im Dom finden natürlich auch wichtige diözesane Ereignisse statt.

Der Bischof hatte ganz begeistert von einem großen Treffen berichtet, zu dem alle Firmlinge des jeweiligen Jahrgangs vor Pfingsten in den Dom eingeladen werden. Mehr als 1000 Jugendliche kommen zusammen und singen, beten, feiern und diskutieren einen ganzen Tag lang. Und der Dompfarrer ergänzt: „Unser Dom dient der vielfältigen Begegnung: beim Gottesdienst, aber auch ganz locker und frei, so wie die meisten Jugendlichen das mögen.“

Natürlich haben wir auch die Seminariisten im Priesterseminar und einen der vier Neupriester dieses Jahrgangs gefragt, wie es ihnen mit der pastoralen Situation und den Zukunftsperspektiven im Bistum Rotterdam ergeht. Zuerst: Für sie ist das Zweite Vatikanische Konzil Geschichte, und sie haben nie die volkskirchliche Situation erlebt, von denen die großen alten (meist allerdings erst im 19. Jahrhundert erbauten!) Kirchen Zeugnis ablegen. Ihre Motivation, Priester zu werden, ist meist aus einer starken persönlichen Berufungserfahrung erwachsen. Sie setzen ganz bewusst auf Spiritualität als Zukunftschance für die Gemeinden. „Wir haben hier nach wie vor viele, zwar kleiner gewordene, aber doch sehr lebendige Gemeinden. Deren Glauben an Jesus Christus wollen wir stärken, und mit ihnen zusammen diesen Glauben leben. Wir wissen nicht, wie die Kirche der Zukunft aussehen wird, aber wir wollen daran mitarbeiten.“

Holland in Not? Mir scheint: Nicht mehr und nicht weniger als die deutsche Kirche. Und was den hoffnungsvollen Pragmatismus und die spirituelle Neubesinnung betrifft, wahrscheinlich sogar uns Deutschen ein Stück voraus.

# „Dienst am Wort“

## Systematische Skizze zur Frage nach dem theologischen Ort des kirchenmusikalischen Dienstes

Die Frage nach dem theologischen Ort des kirchenmusikalischen Dienstes<sup>1</sup> ist auf dem Hintergrund der eingehenden Diskussion um ein erneuertes Berufsbild, die Anfang der achtziger Jahre begann und 1991 mit den Leitlinien der deutschen Bischofskonferenz zur Erneuerung des Berufsbildes des kirchenmusikalischen Dienstes schriftlich fixiert und auf den Weg gebracht wurde<sup>2</sup>, in den vergangenen Jahren intensiver behandelt worden. Die Leitlinien verweisen angesichts einer sich wandelnden Wirklichkeit christlicher Gemeinden auf die pastorale Dimension des kirchenmusikalischen Dienstes<sup>3</sup>. „Das bisherige Berufsbild des Kirchenmusikers bedarf dringend der Ergänzung. Seine gesamte Tätigkeit soll stärker in die pastorale Perspektive rücken, wie sie heute jedem kirchlichen Beruf eigen ist. So nimmt er in seinem beruflichen wie privaten Leben teil an den Grundvollzügen gemeindlichen Lebens: Liturgia, Diakonia und Martyria. Dabei muss der qualifizierte Dienst als Organist und Chorleiter den Vorrang haben.“<sup>4</sup> Josef Schneider wertet diese Aussage der Leitlinien als „Anerkennung der pastoralen Tätigkeit des Kirchenmusikers“<sup>5</sup>. Fachspezifische Veröffentlichungen greifen diese Überlegungen auf und schreiben sie gleichsam fort. So postuliert Harald Schütze in einem Beitrag zur Aufgabe des Kirchenchores, es sei längst an der Zeit, dass der „pastoral-musikalische Dienst“ des Kirchenmusikers als „seelsorgliche Tätigkeit anerkannt und gefördert wird“<sup>6</sup>. Hans Musch spricht unter Hinweis auf die vielfältigen Aufgabenstellungen, welchen sich der kirchenmusikalische Dienst gegenüber sieht,

von einem pastoralen Beruf: „Zentrales Ziel und Höhepunkt im Leben der Gemeinde ist die Gottesdienstfeier. Die Musik darin kann sich in vielfältigen Erscheinungen kristallisieren: im Gemeindegesang, im Kantorendienst, in der Choralschola, in Chorgruppen, Instrumentalgruppen, in Jugend-Bands und Jugendchören, im Neuen Geistlichen Lied und in Popularmusik, in Orgelspiel. Hierfür sind dem Kirchenmusiker Chancen gegeben, Gruppen zusammenzuführen, zu betreuen und sie im musikalischen Tun Freude finden zu lassen. (...) Er wirkt hinaus durch sein Vorbild, regt an, bewegt, motiviert und bildet Nachwuchs aus. So wird er unter den heutigen Aufgaben ein wichtiger *pastoraler Beruf* der Kirche.“<sup>7</sup> Dieses Postulat trifft freilich nur auf den ersten Blick die theologische Wirklichkeit. Der Dienst des Kirchenmusikers ist vielmehr von der Aufgabe der *Kirchenmusik* in der Liturgie der Kirche her zu denken. Erst wenn diese Aufgabe, die der Kirchenmusik wesentlich zukommt, deutlicher konturiert ist, lässt sich auch das Eigentliche des kirchenmusikalischen Dienstes theologisch näher bestimmen.

## I. Das Zueinander von Wort und Musik in der Liturgie der Kirche

Das Christentum ist von seinem Wesen her eine Offenbarungsreligion. Die unüberbietbar ergangene Selbstmitteilung des dreieinigen Gottes wird entborgen in den Worten und Taten Jesu, die in Vollmacht den Anbruch des Gottesreiches verkünden und zeichenhaft bestätigen. Die nachösterliche Reflexion des jungen Christentums verdeutlicht denn auch diese Grunderfahrung der Verkündigung Jesu; der „Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17) des Wortes, die Verkündigung des Wortes Gottes ist mithin zentraler Bestandteil des christlichen Gottesdienstes. Gerade für das II. Vatikanische Konzil gilt, dass es diese elementare Bedeutung des Wortes für die Liturgie der Kirche neu bedacht und zurückgewonnen hat. Zugleich wird der werthafte Charakter des ganzen liturgischen Geschehens deutlich beschrie-

ben. Die Liturgie der Kirche ist gerade vor diesem Hintergrund wesenhaft ein *Wortgeschehen*; ein dialogisches Geschehen zwischen Gott und Mensch und bleibt doch gleichzeitig ein Geschehen „*extra nos*“, nämlich das unverfügbare Sich-Zusagen Gottes in seinem Wort<sup>8</sup>. Die Liturgie der Kirche ist als Feier des Pascha-Mysteriums (SC 5) nicht bloßes Erinnern längst vergangener geschichtlicher Daten, sie ist Gegenwärtigung der Heilsereignisse in Wort und Sakrament; sie aktualisiert die Heilstaten Jesu Christi je neu im Jetzt der liturgiefeiernenden christlichen Gemeinde. Wort und Sakrament kommen dabei gerade nicht als zwei voneinander unabhängige Wirkweisen zu stehen, sondern sind wesenhaft aufeinander verwiesen. Im Sakrament kommt das Wort zu seinem höchsten Vollzug, denn dem sakramentalen Geschehen ist der Wortcharakter zutiefst eigen, insofern das sakramentale Zeichen nicht nur der Geste, sondern auch des ausdeutenden Wortes bedarf<sup>9</sup>. Die Rede des II. Vatikanischen Konzils von den zwei Tischen verdeutlicht dieses perichoretische Zueinander von Wort und Sakrament. Von *beiden* Tischen, vom Tisch des Wortes und des Sakramentes, nimmt die Kirche das Brot des Lebens und reicht es dem einzelnen (vgl. DV 21). Es wird je neu deutlich, dass „die Kirche als Gemeinschaft des Leibes Christi gerade auch Gemeinschaft des Logos ist, vom Wort her lebend, so dass ‚Fleisch‘ und ‚Wort‘ die beiden Weisen sind, wie der ‚Leib Christi‘ des fleischgewordenen Wortes auf uns zukommt und unser ‚Brot‘ wird.“<sup>10</sup> Das Brot des Lebens in dieser zweifach-einen Dimension konstituiert im Heiligen Geist Kirche als *Communio* mit Gott und untereinander (LG 7).<sup>11</sup>

Genau *in* diesem immer auch von unterschiedlichsten Zeichen getragenen Geschehen von Geben *und* Empfangen, von Verkünden *und* Hören ist der theologische Ort der Kirchenmusik. Sie steht im Dienst dieses immer neuen Ereignischarakters des Wortes in der Liturgie der Kirche<sup>12</sup>. Das II. Vatikanische Konzil hat die Aufgabe der Kirchenmusik dahingehend umschrieben, dass sie „umso heiliger sein [wird], je enger sie mit

der liturgischen Handlung verbunden ist, sei es, dass sie das Gebet inniger zum Ausdruck bringt oder die Einmütigkeit fördert, sei es, dass sie die heiligen Riten mit größerer Feierlichkeit umgibt“ (SC 112). Kirchenmusik im Dienst am liturgischen Wortgeschehen bleibt keine rein äußerliche, gleichsam nur den feierlichen Rahmen gewährleistende Funktion gottesdienstlichen Handelns, ihre Aufgabe ist umfassender, weil ins Zentrum des liturgischen Geschehens reichend. Denn das „*eigentliche Ziel*“<sup>13</sup> allen kirchlichen Musizierens ist die „*Ehre Gottes und die Heiligung des Menschen*“ (SC 112). Die im lateinischen Text mit der Konjunktion *atque* verbundenen Aufgaben der Kirchenmusik weisen die Richtung für ein tieferes theologisches Verstehen: Es geht gleichzeitig zur Verherrlichung Gottes durch die Kirchenmusik um die Heiligung des Menschen, was in der Sprache des Konzils nichts anderes meint, als dass es um die personale Beziehung des einzelnen zu Gott geht, die in Gemeinschaft eingeborgen zu ihrem eigentlichen Vollzug findet (vgl. SC 7; LG 39). Die Kirchenmusik wird somit direkt auf das liturgische Wortgeschehen verwiesen, das je schon im Dienst dieser Heiligung des Menschen zu stehen kommt<sup>14</sup>.

Mit dem Wissen darum, dass Musik, wie Karl Rahner es einmal formuliert, „die höchsten Höhen und die untersten Tiefen des Menschen beschwören und aufbrechen“ kann<sup>15</sup>, ist Kirchenmusik immer Bewegung auf den einzelnen Menschen hin. „Sie hat es, mit der Sinnhaftigkeit des Menschen zu tun, aber auch mit seiner Worthaftigkeit.“<sup>16</sup> Dies geschieht freilich in unterschiedlicher Weise. Der Dienst der Kirchenmusik am liturgischen Wortgeschehen wird dort exemplarisch greifbar, wo Worte in Musik, wo die Kernsätze des christlichen Bekenntnisses oder die existentielle Glaubenserfahrung des Dichtenden in Klang gekleidet und entfaltet werden<sup>17</sup>. Auf der anderen Seite ist die Kirchenmusik selbst Interpretin des Wortgeschehens, tritt hinzu zur Auslegung des Wortes durch die Predigt des Vorstehers, geht auf den einzelnen hin, dessen inneres Sich-Einlassen auf die

Begegnung mit *dem* Wort Gottes, mit Jesus Christus, gerade im hörenden und singenden Mittun die entscheidende Öffnung und Gegenwärtigung erfahren kann<sup>18</sup>. Denn „das christliche Wort, dem das Ereignis der göttlichen Selbstmitteilung präsent wird, erreicht seinen eigenen Höhepunkt im gesungenen Wort, im Wort, das in der Musik ertönt, weil darin der hörende und der bekennende betende Mensch mit der ganzen Wirklichkeit seines Daseins da ist.“<sup>19</sup> In dieser Wirklichkeit ereignet sich der Dialog zwischen Gott und Mensch, das Ergehen von Wort und antwortendem Hören, dem Kirchenmusik schließlich auch dort dient, wo es nicht expressis verbis um Choral oder Lied, sondern um ein instrumentales Musizieren geht<sup>20</sup>. Auf *diese* Weise wird Kirchenmusik zum „notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie“ (SC 112). Die Rede des Konzils vom *munus ministeriale* der Kirchenmusik hat hier ihren Ort. Die Kirchenmusik ist zuinnerst dem Wortgeschehen Dienende<sup>21</sup>. Sie findet im „Dienst am Wort“ zu ihrem eigentlichen Vollzug und leistet gerade darin einen „aktiven Beitrag zur Evangelisierung“<sup>22</sup>. Damit lässt sich nun auch der theologische Ort des kirchenmusikalischen Dienstes eindeutig bestimmen.

## II. Der kirchenmusikalische Dienst als schöpferische Explikation des liturgischen Wortgeschehens

Mit dem Wissen um das Wesen der Kirchenmusik gewinnt die Antwort auf die Frage nach dem theologischen Ort des kirchenmusikalischen Dienstes entscheidende Konturen, gilt doch alles über die Kirchenmusik Dargelegte mit den nötigen Abänderungen auch für den Dienst der Kirchenmusikerin und des Kirchenmusikers. Deren Tätigkeit ist vor diesem Hintergrund wesentlich „Dienst am Wort“, sie ist schöpferische Explikation des liturgischen Wortgeschehens auf den einzelnen und gerade *darin* auf die sich im liturgischen Vollzug konstituierende christliche Gemeinde hin (vgl. SC 127).<sup>23</sup> Das liturgische Wortgeschehen ist deshalb

Ausgangspunkt und Zielpunkt jeder kirchenmusikalischen Tätigkeit. Denn der „Dienst des Kirchenmusikers steht in besonderer Beziehung zur Liturgie. So nimmt er am Auftrag der Kirche teil, die Botschaft Jesu Christi zu verkünden. Der Kirchenmusiker dient durch die Kirchenmusik dem Lob Gottes und der tätigen Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst. Der Auftrag zu diesem Dienst gibt dem Amt des Kirchenmusikers liturgische Mitverantwortung und geistliche Bedeutung.“<sup>24</sup>

Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach dem theologischen Ort des kirchenmusikalischen Dienstes ist damit evident. Der Beruf des Kirchenmusikers hat seine Kernaufgabe in bezug auf die Liturgie der Kirche und ist nur von ihr her zu denken<sup>25</sup>. Alles Handeln steht letztlich im Dienst des liturgischen Wortgeschehens, muss von dort her gedacht und darauf je neu zurückgeführt werden. Wolfgang Bretschneider beschreibt diese Wirklichkeit, wenn er darauf hinweist, dass der Kirchenmusiker „im Dienst der Kommunikation Gottes mit den Menschen, aber auch der Menschen untereinander steht.“<sup>26</sup> Indes: Die systematische Verortung des kirchenmusikalischen Dienstes als eines schöpferischen „Dienstes am Wort“ verkennt jene seelsorglichen Implikationen nicht, die sich unausweichlich mit den einzelnen Aufgabenfeldern in Chor, Schola oder anderem ergeben können und die zuweilen Katechese und Verkündigung in einem weiteren Sinne einschließen. Gerade die Kirchenchöre sind nicht selten Orte, in welchen sich die unterschiedlichen Dimensionen des Lebensvollzugs christlicher Gemeinde authentisch verleblichen. Gleichwohl ist aus theologischer Perspektive zu fragen, ob nicht dieses gelingende – zunächst in der gemeinsamen Freude an der *musica sacra* gründende – Miteinander mehr transparent werden müsste auf die jede christliche Gemeinde konstituierende Feier der Eucharistie hin. Denn gerade in der eucharistischen Feier wird die eigene begrenzte Perspektive aufgebrochen und hineingehalten in die je größere Gemeinschaft der Kirche. Auf den Punkt gebracht: Diese pastoral-seelsorglichen Implikationen

sind nicht die identitätsstiftende Kernaufgabe des kirchenmusikalischen Dienstes, weshalb die Rede von einem pastoralen Beruf die theologische Wirklichkeit dieser Tätigkeit letztlich verfehlt. Der kirchenmusikalische Dienst ist auf dem Hintergrund des oben Dargelegten als *liturgischer* Dienst mit pastoral-seelsorglichen Implikationen zu bestimmen. Dies ist allerdings nur eine Teilantwort. Denn die Frage nach dem Unterschied von liturgischem Dienst und pastoralem Dienst ist mit diesem Befund allein noch nicht hinreichend geklärt. Um hier eine Unterscheidung treffen zu können, müssen wir die Perspektive wechseln, denn diese Fragestellung ist nur aus ekklesiologischer Perspektive adäquat zu beantworten.

Es gehört zur Eigenart pastoraler Berufe, dass sie in der Sendung des Bischofs stehend in der bischöflichen Ortskirche tätig werden. Priester, Diakone und Laientheologen gleich welcher Ausbildung versehen dann vor Ort ihren Dienst an und in den christlichen Gemeinden im Auftrag des Bischofs. Dies wird vor allem in der Weihe liturgie wie auch in den für die pastoralen Laiendienste üblichen Beauftragungs- bzw. Sendungsfeiern zeichenhaft deutlich<sup>27</sup>. Allen diesen Diensten gibt der Bischof auf je *unterschiedliche* Weise teil an seinem Heiligungsamt und Verkündigungsauftrag. Das heißt, dass es im Kernbereich des pastoralen Berufes *explizit* um die Heiligung des einzelnen und darin um die Verkündigung des Wortes im Auftrag des Bischofs geht. Diese Teilhabe am amtlichen Auftrag ist identitätsstiftendes Merkmal des pastoralen Dienstes. Die gemeinsame Synode der Bistümer Deutschlands bestätigt diesen Befund, wenn sie konstatiert: „Von der jedem Christen unmittelbar durch Taufe und Firmung gegebenen Sendung sind die pastoralen Dienste im engeren Sinn zu unterscheiden. In ihnen nehmen Laien, von den Bischöfen ausdrücklich beauftragt, in bestimmten Sachbereichen am amtlichen Auftrag der Kirche teil.“<sup>28</sup>

Demgegenüber ist es über Jahrhunderte ein Kennzeichen des Berufsbildes des Kirchenmusikers, dass er zu keiner Zeit *expressis verbis* im Auftrag des Bischofs vor Ort

seine Tätigkeit ausübt, sondern bei der jeweiligen christlichen Gemeinde im Dienst steht und *hier* seine liturgischen Aufgaben wahrnimmt<sup>29</sup>. Dass der einzelne Kirchenmusiker durchaus die Grundfunktionen christlicher Gemeinde mitträgt und verwirklicht, ja in Einzelfällen vielleicht sogar seelsorglich tätig wird, soll nicht bestritten werden. Diese seelsorgliche Dimension des kirchenmusikalischen Dienstes hat allerdings – wie oben deutlich wurde – *keinen* identitätsstiftenden Charakter, sie gründet vielmehr in jener Sendung, die zu erfüllen jedem getauften und gefirmten Christ aufgegeben ist (vgl. LG 35).

### III. Ergebnis und Konkretion

#### 1. Die Bedeutung des kirchenmusikalischen Dienstes für die christlichen Gemeinden

In ihrem „Dienst am Wort“ erweist sich die Kirchenmusik und mit ihr der kirchenmusikalische Dienst als höchst bedeutsamer Bestandteil der Liturgie der Kirche. Die Kirchenmusik und die Tätigkeit des Kirchenmusikers sind für die Liturgie der Kirche notwendig und integrierend, jedoch nicht in einer Weise konstitutiv, dass Liturgie ohne Kirchenmusik nicht gedacht werden könnte<sup>30</sup>. Allerdings wird man auf dem Hintergrund des oben Dargelegten zu bedenken haben, dass in einer Zeit, in welcher sich nicht wenige Menschen angesichts einer medialen „Wortflut“ der bloßen Wortverkündigung mehr und mehr unzugänglich erweisen, christliche Gemeinden zutiefst angewiesen sind auf den maieutischen Dienst der Kirchenmusiker<sup>31</sup>.

So notwendig pastorale Laienberufe sind, so wenig ist aus unserer Sicht der qualifizierte kirchenmusikalische Dienst<sup>32</sup> in den einzelnen christlichen Gemeinden verzichtbar, weil gerade die Liturgie der Kirche für nicht wenige Fernstehende, und sei es nur bei den ungeliebten Kasualien, *das* Fenster zur christlichen Gemeinde und damit zur „Kirche“ ist. Eine ansprechend gefeierte Liturgie, welche die Tiefe lebendiger Begegnung wie beredten Schweigens gleichermaßen auszu-

loten vermag, kann den einzelnen in seinem Innern tief berühren. Kirchenmusik erweist sich im Dienst dieser Begegnung als notwendiger und integrierender Bestandteil der Liturgie der Kirche und trägt wesentlich dazu bei, dass das liturgische Wortgeschehen zu seinem eigentlichen Ziel findet. Diese identitätsstiftende Mitte, die Ausgangspunkt und Zielpunkt jeder kirchenmusikalischen Tätigkeit ist, gilt es in der Diskussion um die Zukunft des Berufes präzise darzustellen und zu vermitteln<sup>33</sup>.

Wer die einzigartige Tiefe bedenkt, die dem Berufsbild des Kirchenmusikers von der Mitte seines „Dienstes am Wort“ her zukommt, wird die Einordnung als liturgischen Dienst nicht als defizient empfinden. Dieses In-Dienst-genommen-sein, das dem Berufsbild des Kirchenmusikers wie kaum einem anderen eigen ist, bedarf freilich einer gelassenen Demut, eines Mutes zum Dienen, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen.

## 2. Spirituelle Konsequenzen

Was der Trierer Dogmatiker Bertram Stubenrauch für den priesterlichen Dienst einfordert, nämlich eine „Spiritualität der leeren Hände“, in welcher der Gesandte transparent für den Sendenden wird<sup>34</sup>, gilt auf eine andere Weise auch für den kirchenmusikalischen Dienst. Das eigene Musizieren durchsichtig zu machen auf den je größeren Gott hin, das eigene Können nicht als bloßen Selbstzweck, sondern als Gabe für die Liturgie der Kirche zu verstehen und hierin das eigentliche Ziel der eigenen Aufgabe zu begreifen, ist nicht ein für allemal gegebene Fähigkeit, sondern bleibt ein ständiges Bemühen, welches auch das Scheitern kennt. Der Dienst des Kirchenmusikers verlangt deshalb ein „geistliches Handeln“<sup>35</sup>, näherhin „einen echten und bescheidenen Dienst.“<sup>36</sup> Und dieser ist nur dann zu leisten, wenn der einzelne Kirchenmusiker selbst in dem wurzelt, das schöpferisch auszulegen seine vornehmste Aufgabe ist: im Wort Gottes. Die eigene, gelebte Spiritualität, das vor

allem Handeln vollzogene Sich-Einlassen auf Gott (Lk 12,31) in Gebet, Meditation und Schweigen, mithin der personale Vollzug des Glaubens ist Grundvoraussetzung jedes kirchlichen Dienstes. Der Unterschied im Blick auf den kirchenmusikalischen Dienst ist allerdings, dass die eigene Spiritualität *hörbar* wird. Ob ein Chorleiter oder Organist einen über das Musikalische hinausgehenden Bezug zum eigentlichen Geschehen hat, ist nicht selten bereits aufgrund der ausgewählten Literatur erkennbar. Dabei geht es weniger darum, ob hier künstlerischen Ansprüchen Genüge getan wird, als vielmehr darum, ob diese sich für das Wortgeschehen in *Dienst* nehmen lässt<sup>37</sup>. Und dazu gehört fraglos auch die Vorentscheidung, ob die eucharistiefeiernde Gemeinde als gefügiges Auditorium oder als dialogisches Gegenüber<sup>38</sup> begriffen wird. Deshalb ist jede Form von Selbstdarstellung und von rechtshaberischer Insistenz in der Liturgie fehl am Platz.

In der Feier der Liturgie verschränken sich unterschiedliche Zugangsweisen zur Relation von Wort und Musik. Während der Kirchenmusiker sein Musizieren in den Dienst des Wortgeschehens stellt, also von der Musik her auf das Wort zudenkt, gilt für den Vorsteher der Liturgie, dass er nicht eindimensional nur für das Wort an sich Verantwortung trägt. Vielmehr wird er um das integrierende Moment der Kirchenmusik wissend, vom Wort her auf die Musik zugehen. Dieser Verschränkung von „Musik und Wort“ einerseits und „Wort und Musik“ andererseits eignet jeweils ein schöpferisches Moment. Wird dieses gegenseitige Verwiesensein wahrgenommen, kann es nicht ohne praktische Konsequenzen bleiben.

In ihrer gemeinsamen Verantwortung für Wort und Musik in der Liturgie der Kirche sind Kirchenmusiker und Vorsteher der Liturgie gefordert, sich *gemeinsam* in den Dienst des Wortgeschehens zu stellen. Diese gemeinsame Verantwortung muss sich vor allem dort verleblichen, wo es um den sensiblen Bereich der Vorbereitung der Liturgie geht. Es liegt auf der Hand, dass der einzelne



Kirchenmusiker, der seine Tätigkeit als Ausdruck des eigenen personalen Glaubensvollzuges versteht und praktiziert, sich in der Regel ein Fachwissen in liturgischen Fragen angeeignet haben wird. Gerade in solchen Fällen erweist es sich als schmerzlich, wenn diese Kompetenz seitens der Vorsteher nicht angemessen in die Vorbereitung der Liturgie eingebunden wird. Nicht selten bekommt der Kirchenmusiker den „Liedzettel“ kurzfristig vor dem Gottesdienst in die Hand gedrückt. Die Kommunikation erschöpft sich dann meistens in einigen praktischen Absprachen; die Liedauswahl selbst erscheint als unantastbares Institut des Vorsteherdienstes. In solcher Praxis wird die von der Mitte seines Tuns her naheliegende Mitwirkungsmöglichkeit des Kirchenmusikers beschränkt und darüber hinaus ganz grundsätzlich die allen Gliedern der Kirche gemeinsame Geistbegabung, die in der *Communio* der Kirche je unterschiedliche Dienste hervorbringt, schlicht verkannt. Die Chancen, die in einem wachen Hinhören auf das Wirken des Heiligen Geistes in den verschiedenen Diensten liegen – das über die Spiritualität gesagte ist hierfür allerdings *unabdingbare* Voraussetzung –, werden noch zu selten wirklich ergriffen. Es böte sich hier die großartige Möglichkeit, unterschiedliche Charismen für den *gemeinsamen* „Dienst am Wort“ fruchtbar zu machen. Anders gesagt: Es geht um ein *gegenseitiges* Anteilgeben, damit die Liturgie eine symphonische Gestalt gewinnt, in welcher die einzelnen Charismen für das Wortgeschehen in Dienst genommen werden<sup>39</sup>.

Aber auch im Blick auf die gefeierte Liturgie ergeben sich Chancen, die weithin nicht ergriffen werden bzw. nicht ergriffen werden können. Jeder liturgischen Feier wohnt eine Eigendynamik inne, die für sich genommen wesentlich unverfügbar ist. Konkret bedeutet dies, dass der Kirchenmusiker im „Jetzt“ des liturgischen Feierns durch entsprechende Improvisation oder dem selbstverantworteten Einfügen eines Liedes, welches ggf. den Kerngedanken noch einmal zur Sprache bringt, einen nicht zu überschätzenden Beitrag zum liturgischen Wortgeschehen zu lei-

sten vermag. Ist freilich mit der Übergabe des Liedzettels die Verpflichtung zur strikten Einhaltung gesetzt, erweist sich dieser als starres Korsett für die Eigendynamik liturgischen Feierns. Freilich bedarf es für diesen sensiblen Bereich einer vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen dem Kirchenmusiker und dem Vorsteher der Liturgie und darüber hinaus der seismographischen Fähigkeit, diese innere Dynamik der Liturgie zu erspüren und die Veränderung auch zuzulassen. Solche Fähigkeit gilt es einzuüben, weshalb es gerade sinnvoll ist, die Liturgie des jeweiligen Tages *gemeinsam* vorzubereiten, damit die unterschiedlichen Kompetenzen nicht unverbunden nebeneinander verbleiben, sondern als unerlässliche Gabe für das Ganze begriffen und eingebracht werden können<sup>40</sup>.

Dass manches von dem, was hier als wünschenswert beschrieben wurde, noch im Argen liegt, mag zuweilen traurig und mutlos stimmen, aber im Grunde ist es die letzte, wenn auch schmerzliche Konsequenz einer Spiritualität der leeren Hände im „Dienst am Wort“.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Wir bedenken hier den kirchenmusikalischen Dienst grundsätzlich, also unabhängig von der Frage, welche Ausbildung oder welches Dienstverhältnis vorliegt.

<sup>2</sup> Vgl. zur Entwicklung J. Schneider: „Was lange währt ...“. Die kirchenmusikalischen Dienste. Leitlinien zur Erneuerung des Berufsbildes. In: Gd 25 (1991), 185–187. Hier ist auch der Text der Leitlinien veröffentlicht: 187.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die 1987 veröffentlichten Überlegungen Wolfgang Bretschneiders, die wesentliche Inhalte des später verabschiedeten Dokuments vorwegnehmen. Ders.: Kirchenmusik und Pastoral. In: MS 107 (1987), 5–9.

<sup>4</sup> Gd 25 (1991), 187.

<sup>5</sup> Vgl. ebd. 186.

<sup>6</sup> Vgl. H. Schützeichel: Chor. In: ders. (Hg.): Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch. Patmos Düsseldorf 1991, 288–297, hier 290.

- <sup>7</sup> H. Musch: Zum Berufsbild des katholischen Kirchenmusikers. In: M. Kreuels (Hg.): *Institutio et Praxis. Perspektiven kirchenmusikalischer Ausbildung. Festschrift aus Anlass des 25jährigen Bestehens der Konferenz der Leiter katholischer kirchenmusikalischer Ausbildungsstätten Deutschlands*. Bosse Regensburg 1992, 21–32; hier: 25. Herv. von mir.
- <sup>8</sup> Wenn wir hier die Liturgie der Kirche als Wortgeschehen beschreiben, dann ist damit zum einen der bergende Rahmen, mithin die tiefe Symbolwirklichkeit „heiliger Zeichen“ immer schon mitgedacht und notwendig gesetzt. Zum anderen ist hier das Wort in unterschiedlichen Dimensionen, d.h. nicht nur als gesprochenes Wort gemeint. „In allen seinen Formen oder Gestalten, als gelesenes (bzw. geschriebenes), gepredigtes, gesungenes, gebetetes, zugerufenes, abgebildetes (gerade auch als dramatisiertes, szenisch dargestelltes) Wort, ist es verkündetes Wort, Wort-Geschehen, Wortvollzug, Sprachhandlung“: W. Hahne: *De arte celebrandi oder von der Kunst Gottesdienst zu feiern. Entwurf einer Fundamentalliturgik*; Herder Freiburg 1990, 277.
- <sup>9</sup> Vgl. K. Rahner: Wort und Eucharistie. In ders.: *Schriften zur Theologie, Bd.4.* (Benziger Einsiedeln u. a. 1960), 313–355. Es ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich, die systematische Problematik des Verhältnisses von Wort und Sakrament zu thematisieren, die mit der Rede vom höchsten Vollzug des Wortes im Sakrament gegeben ist. Es geht hier vornehmlich um den Aufweis, dass das ganze liturgische Geschehen ein Wortgeschehen ist, was auch von jenen Autoren nicht bestritten wird, die sich kritisch mit Rahners These auseinandersetzen. Vgl. zu dieser Thematik grundsätzlich S. Klöckner: „Sakrament im Wort“. *Christologische Fundamentierung, eschatologische Ausrichtung und ekklesiale Vermittlung wortsakramentalen Geschehens als Gegenstand ökumenischer Konvergenzbestrebungen*. Diss.maschr. Tübingen 1991; (Lit!).
- <sup>10</sup> J. Ratzinger: Kommentar zu DV 21. In: *LThK2* Bd.13, 572.
- <sup>11</sup> Vgl. J. Baumgartner: Das Wort, das in der Liturgiefeier zum Sakrament wird. In: J. Schreiner (Hg.): *Freude am Gottesdienst. Aspekte ursprünglicher Liturgie*. Festschrift für Weihbischof Josef G. Plöger zum 60. Geburtstag. Verlag Kath. Bibelwerk Stuttgart 1983, 155–173; hier: 161.
- <sup>12</sup> Vgl. grundsätzlich zum Ereignischarakter des Wortes in der Liturgie der Kirche: A. Gerhards: Das Wort, das zum Ereignis wird. Überlegungen zur Wirkweise des Wortes im Gottesdienst. In: *Bibel und Liturgie* 64 (1991), 135–140. Bereits in Kol 3,16 wird die enge Verbindung von Wort und Musik ansichtig: „Das Wort Christi wohne mit seinem ganzen Reichtum bei euch. Belehrt und ermahnt einander in aller Weisheit! Singt Gott in eurem Herzen Psalmen, Hymnen und Lieder, wie sie der Geist eingibt, denn ihr seid in Gottes Gnade.“
- <sup>13</sup> Vgl. Instruktion *Musicam Sacram* (=IMS) über die Musik in der heiligen Liturgie vom 5.3.1967. In: H. B. Meyer/R. Pacic (Hg.): *Dokumente zur Kirchenmusik unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebietes*. Pustet Regensburg 1981, 154–177; Art. 4.
- <sup>14</sup> Wenn hier von der Heiligung des Menschen die Rede ist, dann ist diese nicht als liturgieimmanentes Geschehen zu verstehen, sondern es geht in diesem Geschehen immer schon um eine Verschränkung von Liturgie und Leben, die in der konkreten alltäglichen Nachfolge des einzelnen je neu sichtbar werden muss. Vgl. hierzu Michael Schneiders Überlegungen zum Verhältnis von Musik und christlicher Existenz. In ders.: *Jahreskranz der Güte Gottes*. Eos St. Ottilien 1998; 85 ff.
- <sup>15</sup> K. Rahner: Wort und Musik im Raum der Kirche. In: *Der große Entschluss 16/17* (1961); 34–36; hier: 35.
- <sup>16</sup> Vgl. K. Hemmerle: Musik als Liturgie – Liturgie als Musik. In: *MS 101* (1981), 14–24; hier 15. „Der bloß unartikulierte Ausruf ist noch keine Musik. Das Wort hingegen lässt sich singen, und als gesungenes ist es hervorgehoben, gesteigert, nicht weniger Wort, sondern anders und auf gewisse Weise mehr Wort“: 15.
- <sup>17</sup> „Die überlieferte Musik der Gesamtkirche stellt einen Reichtum von unschätzbarem Wert dar (...), weil sie als der mit dem Wort verbundene gottesdienstliche Gesang einen notwendigen und integrierenden Bestandteil der feierlichen Liturgie ausmacht“: SC 112.
- <sup>18</sup> „Nichts ist feierlicher und schöner in den heiligen Feiern, als wenn eine ganze Gemeinde ihren Glauben und ihre Frömmigkeit singend ausdrückt“: IMS 16.
- <sup>19</sup> K. Rahner: Wort und Musik a. a. O. 35.
- <sup>20</sup> „Instrumentalmusik im Gottesdienst bleibt dem verkündigten Gotteswort verpflichtet, zu dem sie die Hörer disponieren will oder das sie antwortend meditiert“: A. Gerhards: „Lobt Gott mit Flöten und Saitenspiel“. *Theologische Gedanken zur Instrumentalmusik im Gottesdienst*. In: *Gd 18* (1984); 97–99; hier 99. Insofern gilt, dass „gesprochenes und gesungenes Wort sowie Instrumentalmusik (...) in einem von der Gesamtanlage bestimmten ausgewogenen Verhältnis stehen [müssen], sollen die einzelnen Sprechakte gelingen“: A. Gerhards: *Das Wort, das zum Ereignis wird* a. a. O. 138.
- <sup>21</sup> Aus dieser Perspektive ließe sich nun auch eine Antwort auf die Frage: „Was ist eigentlich Kirchenmusik“ andeuten. (Vgl. H. Hucke: Was ist eigentlich Kirchenmusik? Das Verhältnis von Kirchenmusik und Liturgie. In: *MS 99* (1979), 193–199.) Von Kirchenmusik kann aus dieser

- Perspektive überall dort gehandelt werden, wo Musik dem „Geist der Liturgie“ (SC 116) entspricht, also im Sinne des Dargelegten im Dienst des liturgischen Wortgeschehens der dialogischen Begegnung des einzelnen mit dem dreieinen Gott und der sich hierin konstituierenden *Communio* dient und diese fördert. Denn es geht in diesem Zusammenhang „weniger um die Frage nach formalen Kriterien, nach Stil und Ästhetik, sondern um die Frage nach einer transzendentalen Qualität, die nichts mit vordergründiger Sakralisierung zu tun hat. Diese Qualität erweist sich da, wo das [kirchenmusikalische] Werk innerhalb des gottesdienstlichen Geschehens in einem Spannungsverhältnis steht, das es gewissermaßen auf seine Substanz hin durchsichtig macht“: A. Gerhards, Auf dem Grat zwischen Beschwichtigung und Brüskierung. Zur Position zeitgenössischer Musik im christlichen Gottesdienst. In: Pastoralblatt 48 (1996), 291–300; hier: 298 f. Von hier her wäre – was hier nicht zu leisten ist – das Kunstkriterium neu zu bedenken.
- <sup>22</sup> „Es ist notwendig, weiter dahin zu wirken, dass Komponisten und ausführende Künstler sich in den Dienst des Wortes Gottes stellen und einen aktiven Beitrag zur Evangelisierung leisten durch Musikstücke, die in angemessener Weise den Glauben des christlichen Volkes zum Ausdruck bringen: einen Glauben, der das ununterbrochene Lob- und Dankgebet durch die Musik unterstreicht; einen Glauben, der durch die Verbindung in der Musik die Herzen der betenden Gemeinde rührt, zu deren Heiligung beiträgt und zu einem wertvollen Bestandteil der Verherrlichung Gottes wird“: Johannes Paul II.: Ansprache anlässlich des 25. Gründungsjubiläums der *Consociatio Internationalis Musicae Sacrae* (CIMS). In: *Osservatore Romano* (dtsh.) 18 (1988), Nr. 50, 4. Vgl. Gd 23 (1989), 15.
- <sup>23</sup> „Jede musikalische Betätigung, die Komposition, die Ausführung, der Gesang, auch das Hören, erfolgt durch eine schöpferische Betätigung des Geistes“: F. Haberl Zur Theologie der Kirchenmusik. In: MS 91 (1971), 213–219; hier: 214.
- <sup>24</sup> Aus: Allgemeine Dienstanweisung für Kirchenmusiker. Zitiert nach W. Bretschneider: „... sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten endlosen Meer!“ Zur Leitungskompetenz des Kirchenmusikers. In: M. Kreuels (Hg.): *Institutio et Praxis*. a. a. O. 33–45; hier 33.
- <sup>25</sup> Der Trierer Bischof Hermann Josef Spital schreibt 1985 in einem beachtenswerten Brief an die Kirchenmusiker und Kirchenmusikerinnen seiner Diözese: „Als Kirchenmusiker leisten Sie (...) einen wahrhaft liturgischen Dienst, der einen unverwechselbaren Charakter hat. (...) Die Musik ist berufen dem Wort der Verkündigung bewegende Gestalt und der Antwort des Glaubens bewegten Ausdruck zu geben. Dieser Dienst ist Ihnen (...) aufgetragen“: Gd 19 (1985), 121. Vgl. W. Bretschneider: *Leitungskompetenz* a. a. O. 37.
- <sup>26</sup> Ebd. 41.
- <sup>27</sup> Vgl. J. Burkhardt: Die liturgische Feier der Beauftragung von Pastoralreferenten. In: LJ 36 (1986), 109–129.
- <sup>28</sup> Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I; Herder Freiburg u. a. 1976 Beschluss: Dienste und Ämter 3.1.2; 610. Vgl. hier auch die dort vorgenommene Abgrenzung der unterschiedlichen Dienste der kirchlichen Gemeinschaft in pastoralen Dienst, sozial-caritativen Dienst, liturgisch-sakramentalen Dienst und Verkündigungsdienst. Der Dienst der Kirchenmusiker wird hier eindeutig dem liturgisch-sakramentalen Dienst zugeordnet: 3.1.3; 610 f.
- <sup>29</sup> Das kann hier nicht im einzelnen aufgewiesen werden. Die Ämtereinheit von Lehrer, Organist / Chorleiter, die über Jahrhunderte das Bild christlicher Gemeinden prägte, ist ein hier nicht näher zu verifizierendes Indiz für diese These.
- <sup>30</sup> Entschieden zu weit geht deshalb Harald Schützeichel, wenn er einen „Gottesdienst ohne Musik“ als eine „verstümmelte Form christlichen Feierns“ bezeichnet. Ders.: Kirchenmusik – Stiefkind der Liturgiereform? In: MS 109 (1989), 316–320; hier: 319. Vgl. auch B.J. Baroffio: Die theologischen Grundlagen der Kirchenmusik. In MS 109 (1989), 387–393, der konstatiert, dass eine Liturgie ohne Musik nur in einer „ganz armseligen Weise“ bestehen könne (389). IMS 7 erwähnt freilich neben der „feierlichen Hochform des Gottesdienstes, in der alles, was den Gesang verlangt auch wirklich gesungen wird“ auch die schlichteste Form „bei der überhaupt nicht gesungen wird“. Und in der Tat bedarf es – unbeschadet der notwendigen und integrierenden Bedeutung der Kirchenmusik für die Liturgie der Kirche – auch eines gottesdienstlichen Handelns, welches im Schweigen vollzogen, dem leisen Lied des Herzens Raum zu schenken vermag. Vgl. SC 30; IMS 17.
- <sup>31</sup> Diese Tatsache wird vor allem auch von den Kirchen der Reformation gesehen. Im Grunde genuin evangelische Traditionen aufgreifend (Vgl. W. Kurzschinkel: Die theologische Bestimmung der Musik. Neuere Beiträge zur Deutung und Wertung des Musizierens im christlichen Leben. Paulinus Trier 1971, 151–197.) konstatiert Hanjo Seißler in einem Beitrag mit dem Titel „Gänsehaut im Bachkonzert“: „Seltsam – das gesprochene Wort, Herzstück evangelischer Gottesdienste, lässt die Menschen kalt. Vermutlich liegt das daran, dass viel zu viel und zu oft auf sie eingeredet

- wird. Jeder will jeden zu irgend etwas überreden. Dabei werden alle Mittel eingesetzt, egal, ob Versicherungspolice an Wehrlose verkauft, Parteien an die Macht gehievt oder Schlichtheiten als Luxus zu überhöhten Preisen unter die Leute gebracht werden sollen – alle legen sich beredt ins Zeug. Da müsste Pfarrerinnen und Pfarrern schon eine ganze Menge mehr einfallen als den „geheimen Verführern“. Tut's aber nicht – von wenigen Begnadeten abgesehen. Deshalb fühlen die Menschen nichts mehr. Sie sind durch die Flut der Wörter abgestumpft. Sie wollen aber fühlen, Gefühle haben. Aus diesem Grund ziehen sie in Ton gesetzte Noten Sprache gewordenen Wörtern vor. Die sprechende menschliche Stimme erreicht allenfalls ihren Verstand, und der stellt sich aus Erfahrung taub. Musik indes – und ganz besonders geistliche Musik – fasst ihre Seele an. Musik ist nicht einseitig zielgerichtet. Sie will den ganzen Menschen. Ihr öffnet er sich mit jeder Faser“: H. Seißler: Gänsehaut im Bachkonzert. In: Standpunkte. Das evangelische Magazin. 3 Nr. 7 (1998), 6–7; hier: 7. Vgl. auch S. Klöckner: Kirchenkonzerte als Faktoren der Verkündigung. In: Institut für Kirchenmusik des Bistums Mainz (Hg.); Kirchenmusik im Bistum Mainz Heft 2 1996, 2–9; hier 3 ff.
- <sup>32</sup> Wenn hier von Qualifikation die Rede ist, gilt, was das Universa-Laus-Dokument '80 folgendermaßen umschreibt: „Der rechte Vollzug eines Dienstes in der Liturgie ist nicht nur eine Frage der fachlichen Qualifikation oder der Kompetenz. Im Glauben der Teilnehmer wird jedes Tun eines einzelnen oder mehrerer als Zeichen der Wirksamkeit des Heiligen Geistes in der Versammlung verstanden“: Gd 14 (1980), Nr. 15, II.
- <sup>33</sup> Vor diesem Hintergrund ergeben sich auch Entscheidungskriterien, wenn es für die einzelnen kirchlichen Dienstgeber darum geht, zu befinden, wo zuerst aufgrund knapper werdender Haushaltsmittel der unausweichliche Rotstift im kirchlichen Dienst angesetzt werden muss. Kürzung muss freilich nicht immer gleichbedeutend sein mit der rigorosen Streichung von Stellen. Dies beweist das behutsame Vorgehen einzelner Diözesen. Dennoch wird, wer im kirchlichen Dienst – sei es nun in der Pastoral oder anderswo – sein Auskommen hat, über kurz oder lang Solidarität üben müssen. Das heißt konkret, dass nicht einzelne Berufsgruppen gegeneinander ausgespielt werden dürfen, sondern im Ernstfall berufsübergreifende Solidarität angezeigt ist.
- <sup>34</sup> B. Stubenrauch: Ein Auftrag – viele Beauftragte. Zur dogmatischen Begründung von Priester- und Pastoraldiensten. In F. Genn (Hg.): Aufbau und Aufbruch. Kirche auf dem Weg zum Jahr 2000. Paulinus Trier 1997, 59–79; hier 74.
- <sup>35</sup> W. Bretschneider: Leitungskompetenz a.a.O. 39.
- <sup>36</sup> B.J. Baroffio: Grundlagen der Kirchenmusik a. a. O. 390.
- <sup>37</sup> „Es ist dringend erforderlich, dass die Organisten und die übrigen Musiker nicht nur ihre Instrumente beherrschen. Sie müssen vielmehr so tief den Geist der Liturgie erfassen und in ihn eindringen, dass sie, und zwar auch bei der Improvisation, es verstehen, die heiligen Feiern gemäß der Eigenart der einzelnen Teile auszuschnückeren und die Teilnahme der Gläubigen zu fördern“: IMS 67.
- <sup>38</sup> Vgl. M. Kreuels: Die musikalische Gestaltung von Liturgiefeiern. Einbeziehung der Gemeinde. In: LS 48 (1997), 193–195.
- <sup>39</sup> Hier steht in der Tat eine Forderung der IMS weithin noch aus. „Unter der Leitung des Rector ecclesiae soll jede liturgische Feier in einträchtigem Zusammenwirken der für den Ritus, die seelsorglichen und musikalischen Belange Verantwortlichen gründlich vorbereitet werden“: IMS 5.
- <sup>40</sup> Vgl. W. Bretschneider: Leitungskompetenz a.a.O. 34, 44; J. Schneider: Wie geht es dem Kirchenmusiker im Leben? In: MS 114 (1994), 407–409; hier 408 f.

Helmut Liekenbrock

# Dienst an bedürftigen Menschen

## Ein Erfahrungsbericht

---

### Der Treffpunkt

Einen gemütlichen Treffpunkt für arme Menschen gibt es seit vier Jahren in den Pfarrgemeinden St. Margareta/St. Marien in Brühl. Auf Anregung des Arbeitskreises „Soziales“ des Pfarrgemeinderates entstand in kircheneigenen Räumen eine gastfreundliche Einrichtung, die wohnungs- und mittellosen Menschen an drei Tagen in der Woche die Möglichkeit bietet, gemeinsam zu frühstücken, Gespräche zu führen und eine einfache Mahlzeit einzunehmen. Die Nahrungsmittel werden von Brühler Geschäften gespendet. Darüber hinaus kann nach Bedarf warme Kleidung verteilt werden, die ebenfalls gespendet wurde.

Die Arbeit im Treffpunkt von morgens bis mittags leisten ehrenamtlich zehn Frauen und Männer aus Brühl und Umgebung. Einmal im Monat gibt es eine Mitarbeiterbesprechung unter der Leitung von Schwester Maria Cieslik SDS. Gemeinsam besprochen werden Anschaffungen, Veränderungen und aufgetretene Probleme. Neue Mitarbeiter erhalten hier ersten Einblick in die zu leistende Arbeit.

### Praxis Jesu als Grundorientierung

Der Hauptantrieb der Ehrenamtlichen, im Treffpunkt mitzuarbeiten, entspringt der Aussage Jesu: „Was ihr dem Geringsten mei-

ner Schwestern und Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40).

Auf dem letzten Einkehrtag, der jährlich einmal für alle Mitarbeiter stattfindet, wurde die Heilung der gekrümmten Frau am Sabbat meditiert (Lk 13, 10-16).

Als Jesus die Frau in der Synagoge sah, die schon 18 Jahre lang krank war, rief er sie zu sich und sagte: „Frau, du bist von deinem Leiden erlöst.“ Und er legte ihr die Hände auf. Im gleichen Augenblick richtete sie sich auf und pries Gott.

Wie aufmerksam Jesus die Personen in der Synagoge wahrnimmt! Er hat die Augen offen und weiß genau, wen er um sich hat. Spontan ruft er die gekrümmte Frau zu sich und heilt sie unmittelbar am Ort, ohne auf das Sabbatgebot Rücksicht zu nehmen und sogar gegen den Protest des Synagogenvorstehers.

Zum Treffpunkt kommen regelmäßig 10 bis 20 Personen, darunter Frauen und Kinder, die an einem gravierenden Schicksal zu tragen haben (zerrüttetes Elternhaus, Arbeitslosigkeit, Scheidung u. a. m.). Sie haben Schwierigkeiten, die eigene Lebensproblematik zu bewältigen, und greifen zu Drogen und Alkohol.

Alle Besucher werden freundlich, ohne Unterschied bewirtet. Oft ergeben sich dabei Gespräche, zu denen die Mitarbeiter gerne bereit sind. Ein offenes Ohr für die aktuellen Nöte und erlittenen Verletzungen gibt den Besuchern das Gefühl der Annahme und auch etwas Geborgenheit. Es ist nicht nur der warme Kaffee und ein gut belegtes Brötchen, die aufrichten helfen, mehr noch ist es ein einfühlsam und taktvoll geführtes Gespräch. Hier entsteht dann eine vertrauensvolle und menschliche Atmosphäre, die wohl tut, und zwar auf beiden Seiten.

### Verschiedene Begebenheiten

Kürzlich wurde ich als neuer Mitarbeiter in einer solchen Gesprächssituation von einem Besucher gefragt – der es bedauerte, dass hier nicht auch Drogen oder wenig-

stens Bier serviert würden – „Warum bist du hier? Hast du Langeweile? Oder bist du Pastor?“ Daraufhin habe ich schmunzelnd die beiden letzten Fragen verneint, die erste blieb offen. Vielleicht hätte ich ihm doch eine Antwort geben sollen, etwa durch den schlichten Hinweis auf das Kreuz über dem Eingang.

Auf dem Tisch am Platz eines jungen Mannes lag des öfteren eine Machete und wie mir eine Mitarbeiterin sagte, empfand sie immer etwas Angst vor diesem Besucher. Sie habe aber nicht den Mut gehabt, ihn zu bitten, das Messer zu Hause zu lassen. Der Fall war Gegenstand einer Mitarbeiterbesprechung, auf der klar gestellt wurde, dass das Mitführen eines solchen Instrumentes nicht zur Gastfreundschaft unserer Einrichtung passe. Dies wurde dem Besucher dann freundlich, aber doch mit der notwendigen Entschiedenheit mitgeteilt. Und er fügte sich.

Bei einem Gespräch mit einer alleinerziehenden Mutter, die oft mit ihrem neunjährigen Sohn morgens viele Stunden im Treffpunkt verbringt, stellte ich fest, dass der Junge die Schule schwänzte.

Wie ist mit diesem Verhalten von Mutter und Kind menschlich umzugehen? Das Beispiel Jesu mit der Übertretung des Sabbatgebotes konnte wohl nicht Maßstab für das vorliegende Problem sein. Es war nicht die Idee der Gründer des Treffpunktes, einen Schlupfwinkel für Schulschwänzer zu schaffen. Dürfen die Ehrenamtlichen als Mitwisser über diese Tatsache hinweg sehen? Sollte der Fall Schule machen, wäre damit das Ende der Einrichtung vorprogrammiert.

Ich entschied mich für ein kindgemäßes Gespräch mit Thomas selbst. Er erzählte mir bereitwillig über seine Schule, wie schlimm das für ihn alles sei. Selbst beim Sport würden die Mitschüler über ihn lachen wegen seiner Dickheit.

Auf die Anregung, ob ich mal mit der Klassenlehrerin reden sollte, wehrten Mutter und Sohn gleichermaßen ab, mit der Bemerkung: Das nützt doch nichts.

Bei der Frage, was er denn zuletzt in Mathe gelernt habe, kam nur ein Kopfschütteln.

Was möchtest du denn später gerne werden? Antwort: Tierarzt. Dazu musst du aber viel lernen; denn kranke Tiere wieder gesund machen, kann man nur, wenn man viel weiß über Tiere und die verschiedenen Krankheiten.

An dieser Stelle intervenierte die Mutter mit der Entscheidung: Morgen, Thomas, gehst du wieder zur Schule.

## Weihnachtsfeier

Auf der letzten Mitarbeiterbesprechung vor Weihnachten stand die Vorbereitung einer Feier mit den Besuchern des Treffpunktes auf dem Programm. Neben dem Frühstück sollte zum Mittagstisch ein besonderes Mittagessen zubereitet werden, darüber hinaus war eine Bescherung geplant: eine Tüte mit Gebäck und Süßigkeiten sowie ein kleines Geschenkpaket mit Kaffee, Tabak, Zigaretten etc.

Die Anfrage, ob denn die Besucher nicht auch angeregt werden sollten, ihrerseits einen freiwilligen Beitrag zur Feier einzubringen, stieß auf Unverständnis und Ablehnung: Die können das nicht und die wollen das auch nicht!

Nach einer kontroversen Aussprache waren einige Mitarbeiter bereit, ausgewählten Besuchern Mitgestaltungsimpulse zu unterbreiten. Ich hatte inzwischen gute Kontakte bekommen zu Thomas und seiner Mutter sowie zu zwei jungen Männern, denen man durchaus etwas zutrauen durfte. Ihnen versuchte ich einige Ideen vorzuschlagen. Die Männer lehnten jedoch ab ohne Begründung. Thomas hingegen sagte zu und die Mutter bestärkte seinen Willen mit der Zusage, beim Erlernen eines Gedichtes zu helfen.

Die Feier begann pünktlich, alle bekannten Gesichter und auch einige unbekanntere waren anwesend; sie ließen sich wie üblich bedienen und beschenken; der eine oder andere bedankte sich, mancher wünschte uns auch frohe Festtage. Beim Herausgehen am Ende der Feier fragte ich leise Thomas nach seinem Gedicht, worauf er mir aggress-

siv zu verstehen gab, dass er dazu keine Lust gehabt habe und übrigens mache er nur das, was ihm Spass bereite.

## Ausblick

Nach diesen Kurzberichten, denen eine Reihe anderer noch hinzugefügt werden könnte, stellt sich die Frage: Haben wir genug getan? Dürfen wir mit unserer Arbeit zufrieden sein? Haben wir christlich gehandelt?

Jesus hat die gekrümmte Frau geheilt. Von einer Heilung der Menschen, die uns im Treffpunkt besuchen, kann keine Rede sein. Wir kennen diese Menschen zu wenig. Wir wissen nicht einmal, ob sie überhaupt von ihrem Übel befreit werden möchten.

Wir bewirten sie gastfreundlich und sättigen sie für einen Tag. Die Besucher sprechen miteinander und wir Mitarbeiter mit ihnen. Bei allen Kontakten ist in der Regel ein freundliches und menschliches Klima feststellbar. Die meisten Gäste bedanken sich für die Bewirtung und einige – wie schon erwähnt – haben uns nach der Feier eine gute Weihnachtszeit gewünscht. Das ist beachtlich. Darüber haben wir uns gefreut.

Aber dürfen wir uns damit zufrieden geben?

Bedeutet Aufrichtung dieser Menschen nicht mehr als sie für einen Tag zu sättigen? Wir versuchen jeden Besucher und jede Besucherin zu respektieren und bedingungslos anzunehmen. Dabei haben wir die Hoffnung, dass ein solcher Umgangsstil langfristig identitätsfördernd wirkt. Darüber hinaus erhoffen wir, dass ihnen eines Tages „das ganze Mysterium der befreienden Gegenwart Gottes“ (R. Zerfaß, *Menschliche Seelsorge*, S. 85) aufleuchten wird.

Unsere Grenzen sind uns durchaus bewusst, wir wissen aber: Gottes Möglichkeiten sind unbegrenzt und ungeahnt.

---

# Literaturdienst

---

**Karl-Heinz Menke: Fleisch geworden aus Maria. Die Geschichte Israels und der Marienglaube der Kirche. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1999. 187 S.; 34,- DM.**

Das Thema der sog. Jungfrauengeburt, besser: der jungfräulichen Empfängnis, galt und gilt vielfach als bloßer Prüfstein traditioneller Rechtgläubigkeit, ohne von konstitutiver Bedeutung für das christliche Bekenntnis zu sein. Eben dieser Einschätzung will der Bonner Dogmatiker Karl-Heinz Menke mit seiner Studie begegnen. In christologisch zentrierter Argumentation weist er auf, dass die Jungfrauengeburt als Faktum untrennbar zum Glauben an die Menschwerdung Gottes gehört, sofern diese im strengen Sinn Selbst-Mitteilung Gottes und nicht allein die Offenbarung Gottes in einem erst nachträglich als Sohn Gottes adoptierten Menschen ist. Denn die Menschwerdung bedeutet nicht, dass Gott in Beziehung tritt zu einem von Josef gezeugten und von Maria geborenen Menschen. Vielmehr gilt – so die zentrale These Menkes -: „Wenn Gott sich nicht nur im Sinne einer inter-personalen Beziehung, sondern als er selbst in Schöpfung und Geschichte mitteilen will, dann muß die Beziehung, die der präexistente Sohn zum Vater ist, als solche Konstitutivum des Geschöpfes sein, in welchem sich Gott als er selbst mitteilt. Deshalb ist die Inkarnation beides zugleich: Selbstmitteilung Gottes und Schöpfungsakt“ (116; vgl. 69, 81, 126 f u. ö.). Dies aber schließt aus, dass der Mensch Jesus eine aus menschlichen Möglichkeiten entstandene Person ist; eine Vereinigung dieser Person mit der Person des präexistenten Sohnes wäre nicht möglich.

Diese Darlegung des Zusammenhanges von Inkarnation und jungfräulicher Empfängnis bildet das Zentrum der Studie als erster Abschnitt des zweiten Teiles über den Marienglauben der Kirche. Vorbereitet sind die hier vorgestellten Überlegungen durch den ersten Teil: Maria in der Geschichte Israels. Denn die jungfräuliche Empfängnis des Messias ist für Menke nicht allein ein Dogma, nicht allein eine durch Reflexion erschließbare Glaubensaussage, sondern lässt sich im Licht der Geschichte Gottes mit Israel entdecken. In zuweilen überraschenden, aber keineswegs abwegigen Auslegungen erschließt Menke Zusammenhänge zwischen hebräischer Bibel und Neuem Testament, die auch einen neuen Zugang zur Frage der Jungfräulichkeit der Empfängnis Jesu geben.

Diese heilsgeschichtliche Sicht Marias prägt auch die Erörterung der anderen Mariendogmen, für die Menke auf die Theologie Rahners zurückgreift, um diese aber mit biblisch-heilsgeschicht-

lichen Begründungslinien zu verbinden. Dies gilt insbesondere für die Auslegung des Immaculata-Dogmas: Die Sündlosigkeit Marias – als Frucht der Gnade, die auf die Befreiung der Freiheit aus ist – ist die Voraussetzung für die jungfräuliche Empfängnis: „Weil sie [Maria] ganz und gar Ja‘ gesagt hat, konnte Gott den Menschen Jesus unmittelbar – im Sinne der jungfräulichen Empfängnis – aus Maria schaffen“ (136). Dies aber entspricht der biblischen Bundestheologie, derzufolge es der heilige Rest ist, an welchem Gott seine Bundestreue erweist, weil er Rettung schenkt unter Wahrung des Bundes, in dem Israel aktives Subjekt sein sollte.

Nach einer nicht weniger erhellenden Auslegung des Assumptadogmas schließt das Buch mit einem Ausblick auf die Maria der Bilder (ökumenische und feministische Perspektive, Marienerscheinungen und Kunst).

Das Buch fordert trotz klarer Sprache eine konzentrierte Lektüre, die aber durch fruchtbare Einsichten belohnt wird. *Eva-Maria Faber*

**W. Schreer u. G. Steins (Hg.): Auf neue Art Kirche sein. Wirklichkeiten – Herausforderungen – Wandlungen (Festschrift Josef Homeyer). Don Bosco Verlag, München 1999. 608 S.; 78,- DM.**

Festschriften bekunden Freundschaft, Respekt und nicht zuletzt das aus Umfang und Prominenz der Tabula gratulatoria resultierende wissenschaftliche, gesellschaftliche oder – im Falle eines Bischofs – kirchliche „Ranking“ ihres Empfängers. Sie sind – getreu dem Motto: Sage mir, wer dir gratuliert, und ich sage dir, wer du bist – eine in viele Facetten explizierte Darstellung der Persönlichkeit des Geehrten, seiner Interessen und Aktivitäten, seiner Weggemeinschaften und Ziele.

In der von Werner Schreer und Georg Steins aus Anlass des 70. Geburtstages des Hildesheimer Bischofs Josef Homeyer mit großer Sorgfalt zusammengetragenen und glänzend eingeleiteten Festschrift „Auf neue Art Kirche sein“ kommen auf starken 600 Seiten über fünfzig Autoren aus Kirche, Politik, Gesellschaft und Wissenschaft zu Wort. Qualität, Zahl und Vielfalt der Beiträge unterstreichen die herausragende Bedeutung Bischof Homeyers für Gesellschaft und Kirche in Deutschland, aber auch für die Kirche Europas und die Weltkirche. Sie porträtieren den langjährigen Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, seit 1983 Bischof der Diasporadiözese Hildesheim, Vorsitzenden der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz und „Vater“ des Gemeinsamen Wortes der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, Präsidenten der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft und Mitglied des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen als

einen Bischof, dem die Pastoral seiner Diözese ebenso am Herzen liegt wie das gesellschaftliche Engagement und die politische Präsenz der Kirche. Sie präsentieren ihn ebenso als einen Intellektuellen, der die Stimme der theologischen, philosophischen und Gesellschaftswissenschaften ernst nimmt, den Dialog mit Ihnen sucht und praktiziert. Was der Auftrag des II. Vatikanischen Konzils, Kirche in der Welt von heute zu sein, konkret bedeutet, was Bischof Homeyer im Sinn hatte, als er sich zum Wahlspruch den Auftrag des Auferstandenen an die Jünger machte, *in mundam universum* zu gehen, und was er meint, wenn er davon spricht, dass ein *sacramentum mundi*, das sich nicht auf das *experimentum mundi* einläßt, zur blutleeren Fassade werde (so im Schlusswort bei der wissenschaftlichen Studientagung der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz 1998) – davon gibt „Auf neue Art Kirche sein“ ein eindrucksvolles und wohl nur bei wenigen Bischöfen in vergleichbarer Weise vorstellbares Zeugnis.

Der Band, dessen Titel dem Erneuerungsimpuls der 1989/90 abgehaltenen Diözesansynode „Kirche und Gemeinde: Gemeinschaft mit Gott – miteinander – für die Welt“ entspringt, gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste die Überschrift „Kirchenbild im Wandel“ trägt, während der um das doppelte umfangreichere zweite Teil die Themenbereiche „Kirche im Kontext der Bundesrepublik Deutschland“, „... im Kontext Europas“ und „... im Kontext der Einen Welt“ umfasst. Den roten Faden in der Pluralität von Beiträgen, die von systematischen Überlegungen etwa zur Theologie des Bischofsamtes über die Analyse der Beziehungen zwischen katholischer Kirche und Ökologiebewegung bis zu Überlegungen zur „Ökumene angesichts globaler Herausforderungen“ und Situationsberichten wie über die griechisch-katholische Kirche in der Westukraine reichen, bildet den Zwischenüberschriften des zweiten Teils entsprechend das Leitmotiv der *Einigung*, die Bischof Homeyer in den letzten Jahren immer wieder als Grundsignatur, als Chance und Herausforderung für die Kirche heute hervorgehoben hat: im Blick auf die deutsche Wiedervereinigung, auf den europäischen Einigungsprozess und auf die Globalisierung und das Zusammenwachsen der „Einen Welt“.

Was den Band in besonderer Weise auszeichnet, ist die zeitgeschichtliche Repräsentanz, die er im Bezug auf die Geschichte der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland beanspruchen darf. Denn was christliche und kirchliche Unterscheidung der „Zeichen der Zeit“, was die Suche nach neuen kirchlichen Lebensformen und Weisen ihres gesellschaftlichen und politischen Engagements im nationalen, europäischen und weltweiten Kontext angeht, ist „Auf neue Art Kirche sein“ nicht nur eine Tour d’Horizon, sondern ein beeindruckendes Compendium. Die Beiträge



bezeugen die hohe religiöse, ethische, politische und gesellschaftliche Relevanz und Kompetenz der katholischen Kirche in Deutschland – was Gesellschaft und Politik von der Kirche erwarten und was sie ihr zutrauen, die Autorität der Kirche in Fragen der sozialen Gerechtigkeit, des politischen Friedens und der ethischen Grundlagen einer sich grundlegend verändernden Welt. Die Stimme Wolfgang Schäubles, der die „erheblichen Orientierungserwartungen“ betont, die der moderne Staat und die plurale Gesellschaft an die Kirchen herantragen, steht stellvertretend für das auch in globalen Zusammenhängen einzigartige, historisch erwachsene Zueinander von Kirche und weltanschaulich neutralem, freiheitlich-demokratischem Rechtsstaat. Was die Kirche verlöre, wenn sie diese spezifische „Art, Kirche zu sein“ dränge und stattdessen sich angesichts der gegenwärtigen Herausforderung zurückzöge oder zurückgedrängt würde in das neokonservative Sakristeichristentum der „kleinen Herde“: dies ist im Lichte der Homeyerschen Festschrift ex negativo leicht zu erheben.

Die Festschrift macht deutlich, dass die katholische Kirche sich im „deutschen Sonderweg“ der „sana cooperatio“, der vernünftigen Zusammenarbeit mit dem politischen Gemeinwesen, engagieren und sich im selbstkritischen Bewusstsein ihrer Sendung souverän sowohl über politische Vereinnahmungsversuche wie über neurotische Instrumentalisierungsbefürchtungen in ihren eigenen Reihen erheben kann. Gerade eine Kirche, die auf sich selbst als *sacramentum et instrumentum unitatis* vertraut, vermag auf den Dialog mit der Welt und auf ihre eigene Kompetenz bei der Gestaltung der nationalen, europäischen und globalen Einigungsprozesse zu bauen, ohne dabei kleingläubig eine Verdunkelung ihrer Botschaft befürchten zu müssen. „Auf neue Art Kirche sein“ verdient deshalb auch und vielleicht vor allem außerhalb Deutschlands interessierte Leser. Bischof Homeyer und gleichermaßen die ihm zugeeignete Festschrift bezeugen, dass die Kirche sich keineswegs in der Welt verläuft, wenn sie „in mundum universum“ geht. Beide erinnern aber auch daran, dass die Kirche sich in der Welt nur dann und nur deshalb nicht verläuft, wenn und weil sie sich bewusst ist, von wem und wozu sie geschickt ist.

*Christian Hermes*

**Herbert Arens (Hg.): Du allein der Herr. Glaubenszeugen des Bistums Aachen und der mitverwalteten Gebiete des Bistums Lüttich aus der Zeit des Nationalsozialismus. Zwanzig Lebensbilder. Aachen 1999. 143 S.; zu beziehen über Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Hauptabteilung Gemeindearbeit; DM 12,- (zzgl. Versandkosten).**

Aus den umfangreichen Vorarbeiten für das große „Martyrologium Germanicum“ sind kleine-

re, regional bezogene Publikationen entstanden. Dazu gehört auch das 143 Seiten umfassende Büchlein für das Bistum Aachen, in dem Lebensbilder von elf Geistlichen und vier Laien aus dem Aachener und fünf Geistliche aus dem Gebiet des Lütticher Bistums vorgestellt werden, das seit Juni 1940 von Aachen mitverwaltet wurde.

Dazu gehören bekannte Persönlichkeiten wie der Aachener Oberbürgermeister Franz Oppenhoff, die meisten von ihnen dürften jedoch kaum über ihre jeweilige Ortsgeschichte hinaus bekannt sein. Nicht große Heldentaten stehen im Vordergrund, sondern Mut und Zivilcourage, Nichtanpassung und Resistenz im Alltag, am Arbeitsplatz. Unter totalitärer Herrschaft war jede Art von Nonkonformität ein Risiko. Die meisten Geistlichen wie Pfarrer Coenen in Jülich-Stetternich oder Pfarrer Dienstühler in Hückelhoven kamen wegen regimiekritischer Äußerungen in Predigten in Konflikt mit den Nazis. Nicht weniger beeindruckt das tapfere Verhalten einfacher Katholiken, Familienväter – wie z. B. der Bäckermeister Andreas Girkens aus Mechernich –, die um ihres Glaubens willen zunächst schikaniert, dann verhaftet und schließlich getötet wurden.

Herbert Arens weist im Vorwort darauf hin, dass zwei Personen aufgenommen worden seien, die nicht im Gesamtwerk des deutschen Martyrologium zu finden sind: Es handelt sich um Pfarrer Leo Bauer und den Religionslehrer Dr. Heinrich Leonhard Linßen. Das verwundert insoweit als die Kriterien für die Aufnahme in ein Martyrologium, die von Papst Benedikt XIV. festgelegt worden sind, heute noch gültig sind. Auch wenn es niemand genau wissen kann, so ist es doch sehr fraglich, ob diese beiden Geistlichen in der „dispositio ad martyrium“ gestorben sind; man hätte sie deshalb wohl besser aus dem Aachener Büchlein heraus gelassen.

Auch andere Abweichungen von dem schon Mitte 1999 herausgegebenen Verzeichnis „Die katholischen deutschen Martyrer des 20. Jahrhunderts“ scheinen zumindest überflüssig. In Abweichung vom Gesamtverzeichnis fehlen z. B. Schwester Heriberta Jaeris, Steyler Missionsschwester, die in Karken bei Heinsberg geboren wurde, und Bruder Syrus Strathen, Steyler Missionar aus Rheydt.

Wenn einmal eine Neuauflage dieses Büchleins geplant wird, würde man sich außerdem noch einige weitere Verbesserungen wünschen, z. B. ein Namens- und Ortsregister, zeitliche Angaben zu Aussagen von lebenden Zeugen. Vor allem aber eine Berücksichtigung der neuesten Auflage des Standardwerks von Ulrich von Hehl – Christoph Kösters (Bearb.) „Priester unter Hitlers Terror“, das jetzt leider nur in der dritten Auflage aus dem Jahre 1996 zitiert wird.

*Barbara Schellenberger*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Es ist ein weiter Weg von der Selbstzufriedenheit eines „guten Katholiken“, der „seine Pflichten erfüllt“, eine „gute Zeitung“ liest, „richtig wählt“ usw., im übrigen aber tut, was ihm beliebt, bis zu einem Leben an Gottes Hand, in der Einfalt des Kindes und der Demut des Zöllners. Aber wer ihn einmal gegangen ist, wird ihn nicht wieder zurückgehen.

*Edith Stein*  
in: In der Kraft des Kreuzes

## Neues Profil für katholische Schwangerenberatung?

Im Verlauf dieses Jahres werden die katholischen Schwangerenkonfliktberatungsstellen auf Weisung der Bischöfe keine Beratungsscheine mehr ausstellen. Es ist davon auszugehen, dass dann nur noch wenige betroffene Frauen die Beraterinnen der katholischen Einrichtungen aufsuchen. Nach den Vorgaben des Beratungs- und Hilfeplans können die Fachkräfte den Rat suchenden Schwangeren weiterhin soziale Leistungen und Finanzmittel aus entsprechenden Fonds vermitteln. Aber: Existenzielle Gespräche, in denen es um Leben oder Tod eines Ungeborenen geht, wird es nach Meinung von Experten im bisherigen Umfang nicht mehr geben. Es sei denn, die Kirche entwickelt für ihre Stellen außerhalb des staatlichen Beratungssystems ein Konzept, das neue Zielgruppen erschließt.

Derzeit gibt es noch keine offiziellen Angaben, wie es mit der kirchlichen Beratungsarbeit nach dem Ausstieg aus dem staatlichen System weitergeht. Sicher ist nur, dass die Bischöfe Rom folgen und das Ausfertigen der Beratungsscheine untersagen werden. In Bayern sprechen Indizien dafür,

dass möglicherweise schon bald neue Hilfen für jene Frauen angeboten werden, die das staatliche Beratungssystem bis jetzt nicht erfasst. Dazu gehören zum Beispiel Paare, denen eine Pränataldiagnostik die Behinderung ihres ungeborenen Kindes voraussagt. Der medizinische Fortschritt und die Rechtslage in Deutschland bringen täglich Menschen in Gewissenskonflikte und seelische Notlagen, wenn sie etwa nach einer Fruchtwasseruntersuchung erfahren, dass ihr Kind möglicherweise behindert sein wird. Solche werdenden Eltern müssen bislang ohne persönliche nichtmedizinische Fachberatung entscheiden, ob sie eine Abtreibung vornehmen lassen oder nicht.

Nach dem geltenden Recht wird der Abbruch ohne Pflichtberatung in Fällen der so genannten medizinischen Indikation bei drohender Behinderung des Kindes oder Gefahr für die Gesundheit der Mutter vorgenommen, auch wenn die Schwangerschaft schon fortgeschritten ist. In Deutschland wurden im Jahr 1998 laut Statistischem Bundesamt rund 3.950 Abtreibungen mit einer solchen Begründung ausgeführt, davon 480 in Bayern. Betroffen von den neuen Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik sind mittlerweile routinemäßig viele Schwangere; denn Ärzte bieten solche Untersuchungen oft vorbeugend an, um spätere Risiken auszuschließen und um sich auch vor Haftungsansprüchen wegen eines behinderten Kindes zu schützen.

Erfahrene Mitarbeiterinnen kirchlicher Schwangerenberatungsstellen wissen, dass es nicht möglich und sinnvoll ist, Frauen zum Austragen eines behinderten Kindes drängen zu wollen. Ein freies kirchliches Beratungsangebot in dieser Richtung hätte jedoch den Vorteil, dass die Betroffenen von sich aus kämen und ihre oft tiefgehenden Sorgen und Nöte besprechen könnten – gerade, wenn es sich um ein „Wunschkind“ handelt, das nach einer entsprechenden Diagnose plötzlich mit dem Stigma „behindert“ versehen ist. Solche Eltern brauchen Rat, Entscheidungshilfen und Informationen über Angebote nach der Geburt. KNA